

Prolog Tod einer Stadt

Die Schlacht war verloren.

Neiron Dragor, von Ariadnes Gnaden König von Hasterian, sah aus dem Fenster seines Thronsaals auf das, was von seiner geliebten Hauptstadt noch übrig war. Tränen der Trauer und Wut liefen über seine Wangen.

Ein gewaltiges Flammenmeer verzehrte die Stadt. Dichter, beißender Qualm lag über allen Straßen wie ein gewaltiges Leichentuch. Die einfallenden Goblinhorden hatten sich nicht damit begnügt, plündernd und mordend über die Bevölkerung herzufallen. Nein, Sie brandschatzten seine Stadt auch noch. Ihr Triumph war vollkommen. Die Stadt war nun nicht mehr als ein riesiges Freudenfeuer zur Feier ihres Sieges.

Tansara war gefallen.

»Wie haben Sie das nur geschafft?«, fragte er niemand Bestimmten.

»Sire?«, erwiderte der Mann hinter ihm irritiert, in der Annahme, sein König rede mit ihm.

»Die Goblins. Wenn sie etwas mehr hassen als Menschen, dann sind es ihre eigenen Artgenossen. Die meiste Zeit schlachten sie sich lieber gegenseitig ab als uns. Wie ist es ihnen nur gelungen, ihre Streitigkeiten lange genug beiseitezuschieben, um so einen Angriff zu starten?«

Barras, Hauptmann der Palastwache und seit langer Zeit ein enger Freund und Vertrauter des Königs, zuckte aus Ratlosigkeit lediglich die Achseln, ehe er antwortete: »Spielt das überhaupt eine Rolle? Sie sind hier. Nur das zählt.« Barras' Pragmatismus war meistens tröstend und hilfreich. Diesmal war er keines von beiden.

»Für mich spielt es eine Rolle«, beharrte der König. »Wie haben sie *das* geschafft?« Er deutete anklagend aus dem Fenster.

Vor hilfloser Wut verkrampften sich seine Finger in den Fenstersims, so fest, dass kleine Blutstropfen unter den Fingernägeln hervortraten.

»Vielleicht werden wir das nie erfahren«, antwortete sein oberster Leibwächter bedrückt. »Wir erhalten nicht viele Informationen aus der Stadt. Bei den wenigen Nachrichten handelt es sich überwiegend um Hiobsbotschaften. Die Mauern befinden sich fest in der Hand der Goblins, ebenso die Kasernen.« Barras senkte beschämt das Haupt. »Ich befürchte, unsere Männer und Mauern sind gefallen. Das Schicksal der Stadt liegt nicht länger in unseren Händen, Sire.« Ein harter Unterton trat in Barras' Stimme. »Unsere Truppen hatten keine Chance.«

»Nein, die hatten sie wohl nicht. Und jetzt stehen wir am Rand der Niederlage.«

Eine einzelne Flammenzunge erhob sich gut sichtbar über die restlichen Flammen – wie ein Leuchtturm, der sich über einer stürmischen See erhob.

Die Goblins hatten das größte Gebäude von Tansara, den Ariadne-Tempel im Zentrum der Stadt, angezündet. Dieser Anblick würde die wenigen Verteidiger, die der Hauptstadt noch geblieben waren, zusätzlich demoralisieren.

Es wurde nun überall gekämpft. Sie kämpften in den Straßen, auf den Plätzen, in den Häusern. Das Volk stemmte sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen den drohenden Untergang. Und trotzdem war es hoffnungslos. Die Stadt war verloren.

Sein Herz verkrampfte sich vor Trauer und er krallte seine blutverschmierte Hand an die Brust, als könne er den Schmerz damit auslöschen. Es schien für einen Moment, als versuche der König, sich sein schmerzendes Herz aus dem eigenen Körper zu reißen. Seine Pflicht als König war es, seine Untertanen zu beschützen und für ihr Wohlergehen zu sorgen. Er hatte schmählich versagt. Wie um die Bemühungen der Verteidiger zu verspotten, flatterte hoch über der Stadt immer noch stolz und ungebrochen die Flagge mit dem geflügelten, sich windenden Lindwurm. Das Drachenbanner der Dragors.

Neiron warf einen schnellen Blick in Richtung des Nachbarhü-

gels. Die Klosterfestung Caralyn überragte die brennende Stadt und stellte einen ruhenden Pol inmitten des Chaos dar. Die Tore standen weit offen und hießen alle Flüchtlinge, die es den Berg hinaufschafften, willkommen. Damit endete die Hilfe des Erzbischofs und seiner Ordensritter jedoch auch schon. Der Beschluss des Klerus, sich aus dem Kampf herauszuhalten, war enttäuschend. Sie beschränkten die Verteidigungsbemühungen auf ihre eigenen Interessen – die Klosterfestung und ihr direktes Umland.

Die Goblins waren klug genug, sich von diesem Hügel fernzuhalten und die Ritter des Ordens nicht zum Kampf zu provozieren. Diese schwer gerüsteten Kämpfer hätten mit den kleinen, grünhäutigen Kreaturen kurzen Prozess gemacht.

Neiron hätte sich besser gefühlt, wenn er auf die Priester und ihre Ritter hätte wütend werden können, doch nicht einmal dazu brachte er die Kraft auf. Zu ausgelaugt fühlte er sich. Das Gemetzel, das sein Volk erleiden musste, tötete jedes Gefühl in ihm. Außerdem bezweifelte er, dass es einen Unterschied gemacht hätte, wenn die Ordensritter an ihrer Seite in den Kampf gezogen wären. Der Feind war zu zahlreich, zu entschlossen, zu zielstrebig.

Zu intelligent, schoss es dem König durch den Kopf. Allesamt Dinge, für die die Goblins nicht gerade bekannt sind.

Das Einzige, was die Goblins davon abhielt, den Palast zu stürmen, waren die wenigen Soldaten der Palastwache, im Ganzen vielleicht zweihundert Mann an der Zahl. Auf den Zinnen standen einige Dutzend Bogenschützen, die jede Grünhaut, die es wagte, sich zu weit zu nähern, mit Pfeilen spickten. Ein ansehnlicher Berg grünhäutiger Leichen am Fuß des Hügels bewies ihr Können und ihre Entschlossenheit. Sie würden den Palast mit ihrem Leben verteidigen.

Aber wie lange würde das noch ausreichen? Bisher beschränkte die Abwehr seiner Soldaten sich nur auf versprengte, plündernde Gruppen, die von der Hauptstreitmacht getrennt worden waren. Sobald dieses gewaltige Heer jedoch mit der Stadt fertig war, würde es sich dem Palast zuwenden, ihm, seiner Familie.

Er spielte geistesabwesend mit der Sonnenkrone, die er in Händen hielt, dem Zeichen der Königswürde von Hasterian.

Oh, Ariadne, Lichtgöttin, wie rette ich nur meine Familie? Bitte hilf mir!

Doch statt Antworten erhielt er nur Stille. Ariadne antwortete nicht. Das tat sie selten dieser Tage.

An der Tür, unbeweglich wie Statuen, hielten geduldig zwei Ritter des Königs stille Wacht. Ihre Visiere waren geschlossen. Die linke Hand jedes Ritters ruhte auf dem in der Scheide steckenden Schwert. Die Rüstungen, die sie trugen, waren blank poliert. Ihre makellose Erscheinung stand in krassem Gegensatz zum Schlachten, das sich in der Stadt abspielte.

Am liebsten hätte er sie auf der Stelle fortgeschickt, damit sie seinem Volk helfen konnten, so gut sie es vermochten. Die beiden Ritter hätten, ohne mit der Wimper zu zucken, seinem Wunsch entsprochen. Sie wären gegangen im Wissen, dass es ihr sicherer Tod gewesen wäre. Doch zwei Ritter, so gut sie auch waren, hätten gegen diese Horde Goblins auch nichts ausrichten können.

Barras stand immer noch geduldig hinter ihm. Das tiefschwarze Haar kurz geschnitten und kein Gramm Fett am hünenhaften Leib, war er das Musterbeispiel eines Soldaten. Sein Körper wirkte so gespannt wie eine Sprungfeder.

Der treue alte Kämpfer wartete nur auf einen Befehl, der ihn anwies, seinen König in Sicherheit zu bringen. Dieser Befehl würde aber nicht kommen. Das wussten sie beide. Neiron war kein Feigling und er weigerte sich, sein Heil in der Flucht zu suchen, während seine Stadt einen langsamen, qualvollen Tod starb.

Barras hatte ihn in den letzten Stunden regelrecht angefleht, sich nach Caralyn zu begeben, jedoch vergebens. Der König hielt stur die Stellung.

»Gibt es Nachricht von meinem Bruder?«, fragte Neiron, obwohl er die Antwort bereits kannte. »Oder sind einige der Kuriere zurückgekehrt?«

»Nein, Sire. Nichts.«

»Nichts«, wiederholte der König nachdenklich. Inzwischen hätten bereits einige seiner Herolde und Kuriere zurückkommen müssen, um das Eintreffen der Verstärkung anzukündigen. Das verhiess nichts Gutes.

Barras räusperte sich diskret. Die Geste rang dem König selbst in dieser Situation ein leichtes Lächeln ab.

»Sprich dich ruhig aus, Barras. Du hast etwas auf dem Herzen?«

»Mit Verlaub, Mylord – ja. Ich beschwöre Euch. Ihr müsst Euch in Sicherheit bringen. Solange noch Zeit ist. Die Goblins marschieren auf den Palast zu und die Palastwache wird sie nicht aufhalten können. Außerdem sind so gut wie keine Ritter in der Stadt.« Er streifte die beiden Gestalten an der Tür mit einem kurzen Blick. »Es gibt nichts mehr, was wir tun können.«

»Selbst wenn mehr von ihnen hier wären, so bezweifle ich, dass sie mehr tun könnten, als das Unabänderliche hinauszögern. Gänzlich verhindern, könnten sie es aber wohl nicht«, erwiderte Neiron mit sorgsam beherrschter Stimme, aus der Barras jedoch die Verbitterung seines Monarchen heraushörte.

»Ein Grund mehr, dass Ihr flieht«, setzte Barras sofort nach. »Denkt doch wenigstens an Eure Familie.«

Der Schuss traf. Neiron verschränkte in einer nachdenklichen Geste seine Arme vor der Brust. Einen Augenblick erwog er tatsächlich, Barras' Drängen nachzugeben. Er wollte gerade etwas sagen, als sein Blick auf einen Strom Menschen fiel, die sich mühsam den Nachbarhügel hinaufschleppten, auf die Sicherheit der dortigen Klosterfestung zu.

Einige Goblin-Trupps witterten leichte Beute und setzten den Flüchtlingen nach. Der König hörte, wie Frauen und Kinder innerhalb der Gruppe vor Entsetzen aufschrien. Der König stürzte vor und stützte sich mit beiden Händen auf den Fenstersims, als könnte er dadurch die sich anbahnende Tragödie verhindern.

Da preschte eine Gruppe Reiter heran. Es waren etwa dreißig. Neiron meinte die gold-blauen Uniformen der königlichen Lanzenreiter zu erkennen. Der Anführer der Gruppe erkannte die Gefahr für die Flüchtlinge ebenfalls und gab ein kurzes Handzeichen, woraufhin die Reiter hinter ihm ihre Pferde anspornten. Innerhalb weniger Sekunden formierten sie sich zu einem lockeren Keil und ritten mit angelegten Lanzen auf die Goblins zu.

Was nun folgte, war kaum als Kampf zu bezeichnen. Die Lanzer ritten die eine Hälfte der Goblins glatt nieder – zertrampelten die

grünhäutige Brut unter den Hufen ihrer Schlachtrösser. Die andere Hälfte endete blutüberströmt auf den Spitzen der Lanzen. Während die Reiter die Goblins in die Flucht schlugen, schafften es die Flüchtlinge, das rettende Kloster zu erreichen.

Neiron winkte Barras näher heran und deutete auf die Szene unter ihnen und fragte interessiert seinen Hauptmann: »Kennst du diesen Mann dort unten?« Er wies mit seiner Hand auf den Anführer der Lanzenreiter.

Der Angesprochene spähte mit Argusaugen in das Schlachtgetümmel und versuchte, Einzelheiten des Reitertrupps auszumachen, der gerade wieder dabei war, sich neu zu formieren. In der Ferne konnte er schwach die Farben des Regiments ausmachen, zu dem die Reiter gehörten.

»Das sieht aus, als wären es Galeds Lanzenreiter.« Er hielt inne, als ihm bewusst wurde, dass sein König mit der vertraulichen Anrede des jungen Offiziers nichts würde anfangen können.

»Leutnant Galed Aderias, Sire«, verbesserte er sich schnell. »Ein hervorragender Offizier bei den Lanzenreitern.« Er lachte kurz auf. Und es schwang tiefe Hochachtung darin mit, für Barras' Verhältnisse ein echtes Kompliment. »Es wundert mich nicht wirklich, dass er zu jenen gehört, die das Massaker in den Kasernen überlebt haben. Er hatte schon immer ein Talent zum ... Überleben.«

Neiron antwortete nicht. Seine Gedanken überschlugen sich. Die Stadt war noch nicht gefallen. Das Beispiel dieser Lanzenreiter bewies, dass sie immer noch verbissen verteidigt wurde. Was wäre er für ein König, wenn er floh, während wackere Soldaten kämpften und starben? In diesem Augenblick traf er seine Entscheidung. Sein Volk brauchte ihn. Es brauchte ihn mehr denn je. Neue Kraft durchströmte seine Glieder. Er fühlte sich plötzlich so lebendig wie schon lange nicht mehr. Die Stadt war noch nicht gefallen – und sie würde nicht fallen, nicht, solange er noch ein Wörtchen mitzureden hatte.

»Barras, ich muss dich um einen großen Gefallen bitten. Aber ich sage dir gleich, es dürfte dir nicht gefallen.«

»Ich tue alles, was Ihr verlangt, Mylord«, antwortete der Hauptmann, ohne zu zögern.

»Meine Frau und mein Sohn sind mir das Wichtigste auf der Welt. Nimm dir so viele deiner vertrauenswürdigsten Männer, wie du brauchst, und bring sie hinauf in die Klosterfestung. Dort werden Sie in Sicherheit sein. Ich würde sie niemandem sonst anvertrauen.«

»Natürlich werde ich Euren Wunsch erfüllen«, erwiderte Barras beunruhigt. »Aber bei allem Respekt, Eure Majestät, wo werdet Ihr sein?«

Neiron straffte seine Schultern. Er war nie ein besonders großer Mann gewesen. Mit seinen eins fünfundsiebzig überragte ihn selbst der kleinste Soldat der Wache noch um Haupteslänge. In diesem Augenblick wirkte aber selbst der hühnenhafte Barras wie ein Zwerg neben ihm. Die beeindruckende Präsenz des Königs füllte den ganzen Raum. Neiron fuhr sich mit der Hand durch das dunkelbraune Haar, das an den Rändern bereits graue Strähnen zeigte, und richtete seinen strengen Blick auf die brennende Stadt.

»Dort, wo ich hingehöre.«

1 Heimkehr

Dreigan Astari lenkte sein Pferd durch die großen Stadttore von Tansara, wobei er geschickt den Menschenmassen auswich, die sich durch die schmale Öffnung drängten. Es war Markttag in der Hauptstadt und er hoffte, in der bunten Menschenmenge nicht weiter aufzufallen.

Der eisige Wind pfiff heulend durch die enge Passage wie durch einen Kamin und fuhr ihm wie eine eiskalte Sense durch das dichte, dunkelblonde Haar. Die Schneeflocken verwirbelten in anmutigen, wunderschönen Mustern. Aber um auf solcherlei ästhetische Dinge zu achten, fehlten ihm momentan sowohl die Geduld als auch die Nerven.

Dreigan zog den schweren Mantel enger um seinen abgemagerten, frierenden Körper und verzog den Mund zu einer verärgerten Grimasse. Menschenansammlungen waren ihm zuwider. Er zog die Einsamkeit eines Lagerfeuers oder die stille Kameradschaft von Soldaten dem Leben in einer großen Stadt jederzeit vor. Das galt vor allem für diese Stadt. Angewidert spuckte er aus.

Leider ließen ihm die Umstände nicht viele Alternativen. Er nannte nur noch drei Bronzemünzen sein Eigen, nicht gerade ein be rauschendes Vermögen. Ansonsten besaß er nur noch den braunen Wallach, auf dem er saß, und was er an Kleidung am Körper trug: einen Bärenfellmantel, ein einfaches dunkelbraunes Beinkleid, ein grobes, mit Nieten besetztes Lederwams und darunter ein schmutzig graues Leinenhemd. Sein wichtigster Besitz waren der Bogen, der mit einem leeren Köcher am Sattel hing, und das Schwert, das er normalerweise auf dem Rücken trug, das diesmal jedoch der Bequemlichkeit wegen ebenfalls am Sattel befestigt war. Alles in allem bot Dreigan einen ziemlich abgerissenen Eindruck.

Er widerstand dem Drang, sich ständig umzusehen. Das Gefühl,

lauernder Augen, die jeden seiner Schritte beobachteten, war überwältigend. Dreigan wusste jedoch, dass dies Blödsinn war. Niemand hier kannte ihn, niemand wusste, dass er hier war. Anscheinend war er in letzter Zeit etwas paranoid geworden.

Die Strapazen der letzten Wochen hatten ihre Spuren hinterlassen. Seine Figur wirkte eingefallen, um nicht zu sagen, ausgemergelt. Sein nackenlanges, dunkelblondes Haar war verfilzt und ungekämmt.

Unter den reichen Kaufleuten, Händlern, Handwerkern und Schmieden, die am Markttag in die Stadt strömten, um ihre Waren feilzubieten, stach er heraus wie ein Esel unter einer Herde Vollbluthengste. Selbst die Dirnen machten einen großen Bogen um ihn und konzentrierten sich stattdessen auf lohnendere Beute. Davon gab es heute reichlich in der Stadt. Mit etwas Glück konnte er bei einer der zahlreichen Karawanen als Wächter anheuern, um über die Runden zu kommen.

Zwei ganz in Schwarz gekleidete Soldaten stolzierten arrogant durch die Straße. Die Menge teilte sich vor ihnen und nicht wenige wichen sogar angstvoll zurück. Keiner wollte König Cedrics Soldaten zu nahe kommen. Diese Männer standen in dem Ruf, rachsüchtig und kleingeistig zu sein. Tod und Folter machten ihnen Spaß. Das erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand. Niemand würde es allerdings jemals wagen, ihnen das ins Gesicht zu sagen.

Die Visiere der Gardisten waren geschlossen. Man sah sie nur sehr selten mit geöffnetem Visier oder sogar ganz ohne Helm. Diese Männer umgab eine Aura des Düsternen. Dreigan widerstand nur mit Mühe dem Drang, erneut auszuspuken ...

Im Moment galt es, so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu ziehen.

Die Soldaten gingen langsamer, als sie seine Blicke bemerkten. Mit aller Kraft zwang er sich, die Augen zu senken, als wäre nichts geschehen.

Nur nicht auffallen!

Für einen Augenblick rutschte er unsicher auf seinem Sattel umher. Er verdeckte den Knauf des Schwerts notdürftig mit seinem Mantel und hoffte, die Gardisten würden die Handbewegung nicht

bemerken. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, hierher zu kommen. Vielleicht hatten sie ihn erkannt. Oder das Schwert, das er trug. Vielleicht gab es sogar einen Steckbrief mit seinem Gesicht darauf. Er wog seine Chancen ab. Mit den beiden konnte er zweifellos fertigwerden. Aber was dann? Aus der Stadt würde er nicht mehr herauskommen und sie hätten ihn nach kurzer Zeit bestimmt ergriffen.

Der Augenblick ging jedoch gefahrlos vorbei. Die Soldaten passierten ihn, ohne ihn weiter zu beachten. Dreigan war für sie nur ein weiterer heruntergekommener Söldner auf der Suche nach Arbeit. Er machte sich einfach zu viele Sorgen, aber das war auch kein Wunder nach dem, was er erlebt hatte. Er stieß zischend den Atem aus und bemerkte erst jetzt, dass er ihn angehalten hatte.

Nur mit Mühe verkniff er sich beim Anblick der Soldaten eine hasserfüllte Miene.

Nur nicht auffallen!

Er hob den Kopf und sah hinauf zum Königshügel. Hoch über der Stadt aufragend thronte auf der Spitze des Hügels der königliche Palast. Cedrics Palast. Cedric der Eroberer. Wer würde schon erwarten, dass ein Feind des Königreichs sich ausgerechnet in der Hauptstadt verbergen würde? Dreigan lachte kurz und humorlos. Wer würde schon erwarten, dass ein Feind des Königs so unverfroren sein würde – und so dumm?

Er steuerte eine Herberge mit eigenem Stall an, überließ dem Stalljungen sein Pferd zur Obhut und betrat den Schankraum. Die Luft war geschwängert von Pfeifenqualm, Schweißgeruch und dem Duft bratenden Fleisches. Die Mischung ließ ihn im ersten Augenblick würgen, doch dann meldete sich sein Magen schmerzhaft zu Wort. Er setzte sich in die Nähe der Theke. Eine dralle Bedienung mit ausladender Oberweite eilte sogleich zu ihm.

»Was habt ihr heute anzubieten, Mädchen? Ich bin hungrig wie ein Wolf.«

Die Bedienung lächelte ihn aufreizend an, bevor sie aufzählte: »Wir haben einen hervorragenden Eintopf aus Zwiebeln, Steckrüben, Erbsen und Hammelfleisch. Ich könnte dir auch ein paar Stücke Wildschweinbraten anbieten, der gerade auf dem Spieß gart.«

Dreigan überlegte einen Augenblick und bestellte schließlich im Hinblick auf seine Geldbörse einen Teller Eintopf und einen kleinen Krug Wein.

Die Kellnerin eilte davon, warf ihm aber noch einen Blick zu, der deutlich machte, dass sie ihm gern noch mehr serviert hätte als nur das Essen. Aus der Nähe betrachtet wirkte sie allerdings deutlich älter, als er zunächst angenommen hatte.

Ihr aufdringlich süßes Parfum vernebelte ihm die Sinne. Er entschloss sich, das unausgesprochene Angebot vorerst nicht anzunehmen. Schließlich war er in der Hauptstadt Hasterians.

Da gibt es für einen gut aussehenden Mann sicher noch andere Möglichkeiten. Er grinste schelmisch.

Die Kellnerin kam erneut an seinen Tisch und stellte den Eintopf sowie den Krug darauf. Sie hatte sogar zwei Scheiben Brot dazugelegt, die noch ofenfrisch dampften. Sofort machte er sich genüsslich daran, die Mahlzeit zu vertilgen.

Dreigan hatte den Eintopf und die Brote fast gänzlich aufgegessen, als ihm jemand schmerzhaft auf den Rücken klopfte. Er verschluckte sich und hustete unterdrückt. Als der Hustenanfall langsam nachließ, stand er auf, da offensichtlich jemand eine Lektion in gutem Benehmen brauchte. Doch dieselbe Hand, die ihm zuvor auf den Rücken geklopft hatte, drückte ihn wieder unsanft zurück auf den Stuhl.

»Bemüh dich nicht, du alter Vagabund. Ich bin nicht auf Streit aus«, sagte eine gutmütige Stimme.

Dreigan blickte überrascht auf. »Yarek?! Was im Namen Ariadnes machst du denn hier?«

Ein untersetzter Mann in Dreigans Alter setzte sich ihm gegenüber und strich sich genüsslich über sein Wams, unter dem sich ein beeindruckender Leib spannte. Yarek Sekai und er waren schon Freunde, solange er zurückdenken konnte. Wie er selbst war Yarek ebenfalls Söldner, auch wenn Dreigan sich lieber als Abenteurer denn als Söldner betitelte. Sie hatten schon bei so mancher Armee gemeinsam angeheuert. Ihre Wege hatten sich aber vor geraumer Zeit leider getrennt. Dass er ihn hier wiedersehen würde, wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

»Dasselbe wie du, schätze ich«, antwortete der Söldner gut gelaunt. »Bin auf der Suche nach Arbeit. Ich dachte, mich trifft der Schlag, als ich dich durch die Tür kommen sah. Hätte dich fast nicht wiedererkannt. Du bist ein wenig dürr geworden.«

»Dafür stehst du umso besser im Futter, mein Freund«, erwiderte Dreigan lachend.

Yarek sah an sich herunter und beim Anblick seiner Leibesfülle quittierte er den liebevollen Spott mit einem breiten Grinsen.

»Ich hatte Glück. Die letzten Monate war ich bei einem reichen Kaufmann als Leibwächter angestellt. In seiner Fantasie hatte er mehr Feinde als in Wirklichkeit. Im Klartext: Es war leicht verdientes Geld. Außerdem waren Kost und Logie umsonst.« Yarek war offensichtlich sehr zufrieden mit sich, aber Dreigan kam nicht umhin, ihn auf die einzige Schwachstelle seiner Erzählung hinzuweisen.

»Wenn das tatsächlich stimmt, was machst du dann hier auf Arbeitssuche?«

Yarek sah etwas verlegen drein, bevor er antwortete: »Der Dummkopf hat sich von einem Fuhrwerk überfahren lassen. Das war eine ziemliche Sauerei, das kann ich dir sagen. Viel war von dem armen Kerl nicht übrig. Ich möchte nicht in der Haut desjenigen stecken, der die Überreste aufwischen musste.«

Er lachte bellend auf. »Auf jeden Fall hat sein Sohn den ganzen Laden geerbt. Leider war er nicht so paranoid wie sein alter Herr, dafür aber umso geiziger. Und schon saß ich auf der Straße und bin nun hier.«

Dreigan schüttelte mitfühlend den Kopf. Eine so gute Anstellung wegen eines dummen Unfalls zu verlieren, das war hart.

Das Schweigen zwischen den Söldnern hielt einige Minuten an, in denen Dreigan seinen Eintopf zu Ende aß und den Rest Wein leerte. Dann konnte Yarek seine Neugier aber nicht länger im Zaum halten. »Und was treibt dich hierher? Woher kommst du gerade?«

Der hochgewachsene Dreigan sah sich kurz um und überlegte, ob er die Frage nicht lieber ignorieren – besser noch: mit einer Lüge beantworten – sollte. Aber er kannte den Mann, der ihm gegenüber saß, schon lange. Viel zu lange, um diesem zu misstrauen.

»Ich war in den südlichen Provinzen.«

»Bei der Göttin, sag mir bitte, dass du nicht so dumm warst, bei Queryn mitzukämpfen!« Yarek sah Dreigan mit großen Augen an. Die Worte waren aus ihm herausgeplatzt, ehe er sich eines Besseren besinnen konnte. Beide sahen sich verstohlen um. Bei dem überraschten Ausruf drehten sich mehrere Gäste der Herberge nach ihnen um, widmeten sich jedoch schnell wieder ihrer jeweiligen Beschäftigung.

»Für etwas Zurückhaltung wäre ich dir sehr dankbar«, zischte Dreigan.

»Tut mir leid«, antwortete Yarek betreten. »Aber erzähl, was dort unten los war. Man erhält hier so wenig Nachrichten aus der Gegend. Es sind allenfalls Gerüchte im Umlauf.«

»Glaub mir, du kannst froh sein, dass du mit der ganzen Sache nichts zu tun hattest. Das konnte man kaum einen Aufstand nennen.«

Früher war Hasterian eine friedliebende Nation gewesen, zu Zeiten von König Neiron. Zu der Zeit war Dreigan noch ein Kind gewesen. Jedoch hatte er nach dem Einfall der Goblins viel zu schnell erwachsen werden müssen.

Die Bewohner von Hasterian nannten es die Nacht des Feuers. Vor einundzwanzig Jahren. Er war damals gerade elf Jahre alt gewesen. Goblinarmeen waren über die Städte des Königreichs hereingebrochen wie eine Plage und überall war Chaos ausgebrochen. König Neiron war bei der Verteidigung der Hauptstadt gefallen, zusammen mit seiner gesamten Leibwache und fast der ganzen königlichen Familie.

Nur der Bruder überlebte, und das auch nur, weil er sich nicht in der Stadt aufhielt. Cedric. Er hatte anschließend den Thron bestiegen. Unter seiner Führung war es irgendwie gelungen, die Goblins zurückzuwerfen und die Lage endlich in den Griff zu bekommen.

Für viele war er danach ein Held gewesen – zu Anfang. Die ersten Jahre seiner Herrschaft verliefen durchaus friedlich. Dann begann er aber, das Heer aufzurüsten. Die Kampfkraft des stehenden Heeres wurde innerhalb von nur zwei Jahren auf mehr als das Dreifache der Stärke vor der Goblininvasion aufgestockt. »Um uns gegen unsere

Feinde zu verteidigen«, sagte er. Wobei auch niemand genau zu sagen vermochte, um welche Feinde es sich handelte.

Die Antwort auf diese Frage folgte wenige Monate später. Cedric beschuldigte die Nachbarstaaten, den Angriff der Goblins unterstützt zu haben. Er mobilisierte das Heer und marschierte ein. Eine Nation nach der anderen fiel. Über zwölf Jahre Krieg ließen das Staatsgebiet Hasterians auf das Doppelte der früheren Größe anwachsen. Aber auch die königlichen Truppen mussten Verluste hinnehmen. Also stellte Cedric die schwarzen Garden auf, um die eigenen Truppen zu verstärken. Wo viele Offiziere der königlichen Truppen Cedric und dessen Herrschaft eher argwöhnisch beäugten und die meisten König Neiron hinterhertrauerten, da waren die schwarzen Garden ihm und nur ihm allein fanatisch loyal. Mit ihnen hinter sich setzte er den Grundstein für den Terror im eigenen Land.

Er fiel mit Feuer und Schwert über diejenigen her, die sich im widersetzen, seien es fremde Nationen oder Bürger des eigenen Landes. Die Garden hetzten jeden von ihnen zu Tode. Einige besonders einflussreiche Gegner Cedrics verschwanden auch einfach bei Nacht und Nebel. Man hörte nie wieder etwas von ihnen.

Trotzdem gab es immer wieder Unruheherde. Aufstände schwelten allerorts und Cedrics Truppen konnten nicht überall zugleich sein. Vor allem die unterworfenen Völker versuchten regelmäßig, ihre Freiheit zurückzuerlangen. Manchmal gelang ihnen das sogar für eine gewisse Zeit – bis die schwarzen Garden die Zeit fanden, sich ihnen zu widmen.

Für einen guten Söldner eine Zeit voller Möglichkeiten und Dreigan war richtig gut. Leider war ihm bei der Wahl seiner Auftraggeber bisher wenig Glück beschieden. Sie hatten die unschöne Angewohnheit, frühzeitig aus dem Leben zu scheiden, meistens, bevor sie ihn für seine Dienste entlohnten. Irgendwie suchte er sich zwar immer die moralisch richtige, aber militärisch unterlegene Seite aus – eine Tatsache, die ihn regelmäßig ohne finanzielle Mittel, aber dafür mit Verfolgern auf seiner Fährte überstürzt fliehen ließ.

»Du weißt, wie so was anfängt«, erzählte er. »Ein Idealist fängt an, auf einem von der Göttin verlassenem Marktplatz von Freiheit

zu predigen. Ein paar Dummköpfe hören ihm zu. Er begeistert sie und auf einmal werden sie zu einem wütenden Mob, der die örtliche Garnison aus der Stadt treibt. Dann wird ihnen bewusst, was sie getan haben, und kriegen es mit der Angst zu tun. Das ist der Augenblick, in dem sie richtige Soldaten brauchen, die ihnen helfen.«

Yarek kratzte sich nachdenklich das Kinn. »Lass mich raten: An dieser Stelle kommst du ins Spiel.«

»Ich und noch andere Söldner, die sie anheuerteten«, bestätigte Dreigan. »Du hast ganz recht. Die Stadt, die uns anwarb, heißt – vielmehr hieß – Queryn. Die Stadt schmiedete ein Bündnis mit Rebellen aus drei anderen Städten. Wir halfen bei der Ausbildung der Rekruten und bei der Befestigung der Stadt. Vielleicht lachst du mich jetzt aus, aber diesmal dachte ich tatsächlich, sie hätten eine reelle Chance und zur Abwechslung würde ich endlich auf der Gewinnerseite stehen.«

Dreigan bestellte bei der Kellnerin noch einen Krug Wein, diesmal einen größeren, damit auch Yarek was davon hatte. Sie warteten, bis der Krug und zwei Becher gebracht wurden und die Kellnerin wieder außer Hörweite verschwunden war.

»Und dann?«, hakte Yarek ungeduldig nach.

»Und dann kamen die schwarzen Garden. Sie haben die Stadt nicht einmal zur Kapitulation aufgefordert. Sie haben einfach ihr Lager aufgeschlagen und am nächsten Tag griffen sie an.«

Er hob den Becher an die staubtrockenen Lippen und nahm einen kräftigen Schluck, als wolle er die Erinnerungen wegschlucken. Als er das Gefäß wieder absetzte, waren sie aber zu seiner Enttäuschung noch da, in all ihrer Klarheit.

»Yarek, du machst dir keine Vorstellung, wie es war«, fuhr er schließlich fort. »Das Schlachten war grauenhaft. Sie brauchten nur zwei lächerliche Tage, um in die Stadt einzufallen. Sie metzelten alles und jeden nieder. Wer das Pech hatte, ihnen lebend in die Hände zu fallen, wurde vor den Mauern der Stadt gepfählt. Sie haben die Stadt vollständig geschleift. Soweit ich erfahren konnte, erging es den anderen drei Städten nicht anders. Der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen.«

Yarek hing förmlich an seinen Lippen.

»Und wie bist du denen entkommen?«, gelang es ihm schließlich zu fragen.

»Ein paar der Söldner schafften es, eines der Ausfalltore lange genug zu halten, um wenigstens einigen Leuten die Flucht zu ermöglichen. Nicht vielen, vielleicht ein- oder zweihundert und etwa einem Dutzend Söldner. Zu meinem Glück gehörte ich dazu. Wir haben uns bald darauf zerstreut. Die Garden haben mich fast hundert Meilen weit gejagt, bis ich sie endlich abhängen konnte. Keine Ahnung, wie viele es im Endeffekt geschafft haben. Nicht viele, fürchte ich. Ich sage dir, Yarek, es wird viel Zeit vergehen, bis in dieser Region wieder jemand an Rebellion denkt.«

Yarek schüttelte mitfühlend den Kopf und sah sich verschwörerisch im Schankraum um, vergewisserte sich, dass ihrem Gespräch niemand Beachtung schenkte. Er nahm einen tiefen Schluck Wein, um sich etwas Mut anzutrinken, und antwortete schließlich: »Ich sage dir, ohne die Garden würde sich Cedric keine Woche mehr als König halten.«

Dreigan lachte schallend los. »Solche Reden kenne ich von dir gar nicht«, meinte er. »Ich muss gestehen, ich habe gewisse Schwierigkeiten, dich mir als Revolutionär vorzustellen.« Er kicherte erneut. »Solche Reden bringen einen Menschen an die Spitze von Armenen«, Dreigan wurde schlagartig ernst, »oder auf das unangenehme Ende eines angespitzten Pfahls.« Seine Gedanken kehrten zu den Pfählen vor den zerstörten Mauern Queryns zurück. Er schloss die Augen, um das unwillkommene Bild loszuwerden, doch auch mit geschlossenen Lidern verfolgten ihn die Bilder toter Augen, die ihn anklagend anstarrten.

In seinem Geschäft konnte er sich so etwas wie Moral oder Gewissen nicht erlauben, aber trotzdem beschlich ihn das Gefühl, diese Menschen im Stich gelassen zu haben. Seine gute Laune verflog und er starrte eine Weile trübsinnig in seinen Becher.

Yarek schien seine Gedanken zu erraten, denn mit einem Mal klopfte er ihm aufmunternd auf die Schulter und bestellte noch mehr Wein, diesmal auf seine Rechnung. »Ich bin aber sehr froh, dass du mit dem Leben davongekommen bist. Es hätte auch durchaus anders ausgehen können. Und deswegen feiern wir heute, dass

du der unglaublichste Glückspilz unter der Sonne bist und ich mir nicht einen neuen besten Freund suchen muss.«

Er trank noch einen tiefen Schluck und die Schankmagd kam gerade rechtzeitig mit Nachschub an den Tisch, dass er seinen Becher sogleich wieder auffüllen konnte. Seine Stimmung war ansteckend und Dreigan ließ sich mitreißen und verdrängte für einen Abend den Gedanken an schwarze Garden, tote Auftraggeber und zerstörte Städte.

Aronius, Erzbischof der Kirche Ariadnes der Lichtgöttin, legte die Feder, mit der er gerade in sein Tagebuch schrieb, beiseite und rieb sich müde die Augen. In was für Zeiten lebten sie nur?

Er nahm sein Tagebuch wieder zur Hand und las den Eintrag des heutigen Tages noch einmal, brach aber bereits nach der Hälfte der Worte ab und schlug das Buch deprimiert zu.

Im Herzogtum Oden-Hasar herrschte eine verheerende Hungersnot. Eine Hungersnot! Schon wieder! Der König schickte die meisten Lebensmittel seinen Truppen, damit sie seinen Willen durchsetzen und seine gottlosen Kriege führen konnten. Aronius schüttelte traurig den Kopf. Warum dachten die Menschen immer nur darüber nach, wie sie ihre Mitmenschen am schnellsten umbringen konnten?

Die Bitten Herzog Cadir Uros' nach Hilfe und Lebensmitteln hatten den Thronsaal zwar erreicht, waren aber ungehört verhallt. Cadir war einer der letzten Aristokraten, die dem alten König – die Göttin habe ihn selig – gedient hatten und noch immer an der Spitze ihrer Ländereien standen. Der König wusste das. Fast alle anderen Herzogtümer waren von Cedric Menschen seines Vertrauens als Lehen überlassen worden. Und das machte den Rat der Herzöge, den Neiron so mühsam ins Leben gerufen hatte, jetzt zu einer Marionetteninstanz des Königs.

Cadir kämpfte noch immer für die Rechte der kleinen Leute, stand aber im Grunde auf verlorenem Posten. In allen wichtigen – oder unwichtigen – Belangen wurde er regelmäßig von Cedrics Getreuen überstimmt. Einzig und allein Estelle, die Herzogin von Dorisan, hielt noch zu ihm. Doch das genügte auch nicht, um das Gleichgewicht im Rat wiederherzustellen.

Beim Gedanken an den alten König zog sich Aronius' Herz schmerzhaft zusammen. Sie waren nicht immer einer Meinung gewesen, doch trotz aller Unterschiede hatten sie einander geschätzt und respektiert. Stundenlang waren sie gemeinsam Seite an Seite durch die Gärten des königlichen Palastes spaziert, hatten über Philosophie, Politik und Poesie diskutiert. Neiron war so vollkommen anders als sein Bruder gewesen: sanftmütiger, immer ein offenes Ohr für die Belange seines Volkes und seiner Herzöge. Dieser Charakterzug war bei Monarchen selten. Aronius vermisste ihn sehr. Es war bereits einundzwanzig Jahre her, seit Neiron gestorben war, doch der Verlust schmerzte so bitter wie am ersten Tag.

Der Erzbischof stand auf und trat ans Fenster. Im Hof der Klosterfestung Caralyn wurden gerade mehrere Pferdegespanne mit Lebensmitteln beladen. Der König beachtete das Leiden nicht, aber die Kirche würde sich den verzweifelten Bitten der Menschen nicht verschließen. Noch in dieser Stunde würden diese Wagen in Richtung Oden-Hasar aufbrechen. Es war wenig genug, was der Klerus tun konnte, aber das wenige sollte getan werden.

Es klopfte dezent an der Tür.

»Herein!«

Die Tür öffnete sich. Ein hübsches junges Mädchen, das achtzehn Lenze noch nicht überschritten haben konnte und die weiße Tracht der Novizen trug, trat schüchtern ein. Ihr kastanienbraunes Haar fiel ihr fast bis auf die Hüfte und die rehbraunen Augen blickten scheu. Sie war von schlanker Gestalt und etwas kleiner als der Erzbischof, aber seine Haltung, die von der Last der Jahre und zu vieler schwieriger Entscheidungen gebeugt war, vermittelte die Illusion, sie wären gleich groß.

»Ja, Alisea? Was gibt es?«

»Verzeiht die Störung, Eure Eminenz. Bruder Okustus wartet vor Eurer Kammer und möchte Euch sprechen«, sagte sie.

Aronius seufzte innerlich auf. Er konnte sich schon denken, was Okustus wieder wollte. Es war die gleiche Diskussion, wie er sie seit Jahren mit seinem alten Freund und Ordensbruder mindestens einmal im Monat austrug. Anscheinend war es wieder einmal so weit.

»Bitte, führe ihn herein.« Alisea knickte tief und verschwand wieder, nur um kurz darauf mit einer hochgewachsenen Gestalt zurückzukehren. Die beiden Männer warteten, bis die Novizin den Raum verließ und die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, bevor sie das Gespräch eröffneten.

Aronius betrachtete Okustus, wie er dort in der Tür stand. Er war genauso alt wie der Erzbischof, aber die Zeit war wesentlich gnädiger mit ihm umgegangen. Trotz seiner zweiundsechzig Jahre stand er voller Elan und Tatendrang im Zimmer: stark, unbeugsam, Zoll für Zoll der geborene militärische Anführer. Sein grau meliertes Haar fiel ihm locker bis auf die Schultern. Sein Bart war ordentlich getrimmt und mit duftenden Ölen eingerieben. Hätte Aronius es nicht besser gewusst, er hätte vermutet, sein alter Freund sei der Sünde der Eitelkeit verfallen. Er kannte aber niemanden, auf den dies weniger zugetragen hätte.

»Du siehst gut aus, mein Freund. Wie war deine Reise? Gibt es etwas zu berichten?«, fragte heiter.

Okustus, seines Zeichens Großmeister der Ritter vom Orden des heiligen Schwerts der Lichtgöttin, ließ sich erschöpft in einen Sessel sinken.

In einem Punkt hab ich mich allerdings geirrt, dachte Aronius. Er wirkt müder als bei unserem letzten Zusammentreffen.

»Nichts Gutes«, erwiderte Okustus missmutig. »Müssen wir das Gleiche eigentlich immer und immer wieder durchkauen, Aronius? Wann wirst du endlich einsehen, dass die Kirche im Niedergang begriffen ist? Würdest du dich nicht in dieser Festung verkriechen, wüsstest du, wie es draußen in der Welt aussieht.«

Aronius setzte sich ebenfalls, ehe er antwortete: »Ist es denn tatsächlich so schlimm?«

»Noch viel schlimmer. Dieser Kult von Agranon greift um sich. Sie gewinnen immer neue Anhänger und ihre Tempel schießen wie Unkraut aus dem Boden. Ich habe mit einigen unserer Bischöfe gesprochen. Ihre Erzählungen sind schlichtweg alarmierend. Sie sagen, dass sie an manchen Tagen Probleme haben, die Kirchenbänke mit Gläubigen zu füllen. Ich persönlich glaube, dass viele, die dem Orden treu und stark im Glauben sind, von den Kultisten einge-

schüchtern werden. Nur leider fehlen mir dafür die Beweise. Meine Brüder schützen unsere Gläubigen, so gut es geht, doch für allumfassenden Schutz habe ich einfach zu wenig Ritter.« Er beugte sich vor und seine Stimme nahm einen verschwörerischen Tonfall an.

»Wie es in den besetzten Gebieten aussieht, weiß ich noch nicht. Eine kleine Rundreise in den Süden nach Darien oder in den Norden nach Erendunkallar könnte durchaus interessant sein. Wenn der Kult schon in den Gebieten, in denen die Menschen immer schon der Kirche der Lichtgöttin angehörten, so um sich greift, wie wird es dann erst in vom Krieg heimgesuchten Gebieten sein? Ich schwöre, dir, dass an diesem Kult etwas ganz gewaltig stinkt.« Er tippte sich vielsagend an die Nase. »Eine alten Soldatennase riecht so was.«

Manchmal war offenkundig, dass Okustus aus einfachen Verhältnissen stammte. Seine Eltern waren Fischer gewesen. Aronius hingegen stammte aus adligem Haus, war sogar entfernt mit dem Herzog von Dyari verwandt. In den letzten vierzig Jahren waren allerdings alle Bemühungen des Erzbischofs, seinen Freund aus dem gemeinen Volk in die Geheimnisse der gewählten Ausdrucksweise einzuführen, vergebens gewesen. Manchmal dachte er, dass der Großmeister dies mit Absicht tat, nur um ihn zu ärgern.

»Mäßige deine Ausdrucksweise«, startete er einen neuen, eher halbherzigen, Versuch, der bei Okustus lediglich ein schmales Lächeln auslöste.

Der Kult von Agranon. Immer und immer wieder dieser Kult. Aronius fuhr sich über die wenigen Haare, die er noch auf dem Kopf trug, und schindete auf diese Art Zeit, um sich eine geeignete Antwort für den alten General zurechtzulegen. Doch er musste zugeben, dass Okustus' Ausführungen nicht gerade dazu beitrugen, seine Befürchtungen zu zerstreuen, im Gegenteil.

Okustus' Argumentation war nicht von der Hand zu weisen. Der Kult war eine Bedrohung. Er war vor fünf Jahren zum ersten Mal öffentlich in Erscheinung getreten. Zuerst in den Randprovinzen und nur in vereinzelt kleinen Dörfern, aber ihre Macht hatte sich rasch vermehrt und verheerende Ausmaße angenommen.

Dabei wussten die Oberen der Kirche so gut wie nichts über den Kult. Fünf Jahre und sie wussten nichts – nichts über die Rituale in

den Tempeln, nichts über die Anführer des Kults, nichts über ihre Doktrin.

Okustus hatte mehrmals Agenten eingeschleust, um mehr über diesen ominösen Kult herauszufinden. Nachdem der vierte von ihnen spurlos verschwunden war, hatte er es aufgegeben. Wenn man ihre Missionare befragte, dann schüttelten sie nur lächelnd die Köpfe und wiesen jede Schuld am Verschwinden der Ordensbrüder von sich.

»Was erwartest du jetzt, das ich tue?«, nahm Aronius den Gesprächsfaden wieder auf, obwohl er genau wusste, was Okustus wollte. Das Gleiche, was er schon bei etlichen Gesprächen zuvor beabsichtigt hatte. »Ich werde auf keinen Fall erlauben, das Kontingent der Ritter aufzustocken. Also frag mich gar nicht erst.«

Okustus beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf seine Knie. »Aronius, ich beschwöre dich: Nimm doch endlich Vernunft an! Die Verstärkung der Ritter könnte die Antwort auf unsere Probleme sein. Der Orden muss sich verteidigen können.«

Und so nimmt die Diskussion also wieder ihren Lauf. Sei's drum.

»Und was kommt danach? Soll ich dem Kult den Krieg erklären? Die Ritter gegen die Tempel in Marsch setzten? Heilige Kriege? Vielleicht noch Inquisition? Sieh es doch ein, bei uns herrscht Religionsfreiheit. Die Menschen können glauben, an was sie glauben wollen. Es liegt nicht im Sinn der Göttin, anderen ihren Glauben aufzuzwingen.«

Der Orden vom Schwert der Lichtgöttin bildete den militärischen Arm der Kirche und diente dem Schutz ihrer Einrichtungen und nicht zuletzt der Menschen, die an Ariadne glaubten. Ihre Stärke war streng limitiert, auf zehn Bataillone zu je fünfhundert Mann Stärke. Sie waren über das ganze Königreich verteilt und schützten Abteien, Klöster und Ordensfestungen. Jedes Bataillon wurde von einem Primus befehligt. Über ihnen standen nur drei Hochmeister, die die wichtigsten Festungen kommandierten. Am höchsten Punkt der Hierarchie stand letztendlich der Großmeister, der allein dem Erzbischof gegenüber verantwortlich war.

Okustus nahm diesen Posten bereits seit über fünfzehn Jahren ein. Fast genauso lange versuchte er, Aronius zu überzeugen, die

Stärke der Ordensritter mindestens zu verdoppeln. Der Erzbischof weigerte sich aber beharrlich. Jede Faser seiner Existenz stellte sich gegen die Idee, den Orden zu mächtig zu machen. Ein Schwert verführte dazu, eingesetzt zu werden – ein Gedanke, der in Aronius Frösteln und Gänsehaut auslöste.

Die beiden Freunde sahen sich herausfordernd an. Keiner war bereit, auch nur einen Fuß von seiner Meinung abzuweichen. Das Schlimme an der Situation war, dass beide wussten, dass der andere zum Teil recht hatte. Keiner war jedoch bereit, das so einfach zuzugeben. Es war ein Spiel, das sie beide beherrschten und schon sehr lange spielten.

»Findest du nicht, dass du schon wieder übertreibst?«, brach Okustus schließlich das Schweigen. »Ein stärkerer Arm des Ordens endet nicht zwangsläufig in Blutvergießen. Und falls es Blutvergießen gibt, wird es nicht von den Rittern ausgehen.«

»Vielleicht nicht zu deinen Lebzeiten, aber kannst du dafür garantieren, was geschieht, wenn ein anderer deine Nachfolge antritt? Oder für den Nachfolger danach? Nein, mein Freund. Das Risiko, dass die Ritter irgendwann zu dominant im Staat werden, ist einfach zu groß. Das soll nicht das Vermächtnis sein, das ich dem Königreich hinterlasse. Vielleicht, wenn ich die Angelegenheit dem König vortrage ...«

Ein verächtliches Schnauben aus Richtung des Sofas war die Antwort. Okustus wollte noch etwas sagen, als es erneut klopfte. Diesmal trat die junge Alisea sichtlich verstört in den Raum, ohne auf eine Aufforderung zu warten. Eine solche Unhöflichkeit sah ihr überhaupt nicht ähnlich.

»Ja, mein Kind, was gibt es denn?«, fragte der Erzbischof.

»Entschuldigt die Störung, Eure Eminenz, aber ein Herold des Königs ist soeben eingetroffen und verlangt, Euch unverzüglich zu sprechen.«

»Er verlangt ...«, brauste Okustus auf, sank aber auf ein Zeichen von Aronius wieder zurück auf den Sessel.

»Führe den Herold bitte in mein Arbeitszimmer und biete ihm Speise und Trank an. Sag ihm, ich werde ihn sogleich aufsuchen.«

Das Mädchen knickte und verschwand, um den Auftrag zu er-

füllen. Der Erzbischof stand auf und griff nach seinem Stab. Das Zeichen seiner Würde war fast zwei Meter lang und am oberen Ende war eine strahlende Sonne angebracht, das Zeichen Ariadnes.

»Begleitest du mich, alter Freund?«

»Das würde ich um nichts in der Welt versäumen wollen.«

Die beiden verließen Seite an Seite die kleine Kammer und gingen einen lang gezogenen Gang entlang. Sie kamen an mehreren Novizen und Priestern vorbei, die auf ihrem Weg zur Morgenandacht waren und sich vor dem Kirchenoberen respektvoll verneigten. Er nickte ihnen lächelnd zu, ohne innezuhalten. Seine Gedanken waren zu sehr mit dem Herold und den Nachrichten, die dieser überbrachte, beschäftigt.

Die Verhältnisse zwischen Staat und Klerus verschlechterten sich zusehends, vor allem seit der König mit seinen Kriegen beschäftigt war. Cedric mischte sich immer wieder in die Angelegenheiten der Kirche und des Ordens ein. Aronius war nicht bereit, so etwas hinzunehmen. Schließlich sagte er dem König ja auch nicht, wie er regieren sollte. Obwohl, das sollte vielleicht mal jemand tun.

Sie kamen bei seinem Arbeitszimmer an. Zu seiner Überraschung standen zwei Ordensritter davor, und als er und Okustus näher kamen, nahmen die Soldaten diszipliniert Haltung an.

Vermutlich eher vor Okustus als vor mir, dachte Aronius amüsiert.

»Gibt es Probleme?«, fragte Okustus einen der Soldaten. »Was tut ihr hier?«

Die beiden Ritter wechselten einen kurzen Blick, der jedoch weder Aronius noch Okustus entging. Schließlich antwortete der größere von beiden. Es handelte sich um einen jungen Mann, der erst wenige Wochen zuvor in den Ritterstand erhoben worden und so schlank war, dass er fast hager wirkte. Aronius glaubte sich zu erinnern, dass er Darellior hieß.

»Wir kamen zufällig vorbei, als so ein dahergelaufener Kerl eine Novizin schlagen wollte. Natürlich sind wir sofort dazwischengegangen, und wie wir dann erfuhren, war er auch noch ein Herold des Königs. Wir hielten es besser zu warten, bis Ihr kommt. Nur für alle Fälle.«

»Gut gemacht«, lobte Okustus die Ritter und entließ die beiden mit einer Handbewegung. Als sie außer Hörweite waren, wandte sich der Großmeister an den Erzbischof.

»Jetzt werden unsere Novizinnen also schon verprügelt. Und solche Rüpel hetzt uns der König auf den Hals?«

»Beruhige dich. Wir wissen schließlich nicht, was zu der Auseinandersetzung geführt hat. Aber wir sollten es herausfinden.« Mit diesen Worten öffnete Aronius die Tür zu seinem Arbeitszimmer. Genau wie seine private Kammer war sein Arbeitszimmer sehr genügsam eingerichtet. Viel Platz zum Arbeiten, wenig Platz zum Leben. Das einzige Zugeständnis an Bequemlichkeit war eine kleine Couch von ähnlicher Machart wie die in seiner Kammer.

Der Herold stand in der Nähe des Fensters und fuhr erschrocken herum, als sich die Tür öffnete, entspannte sich aber sichtlich, als er die zwei Kirchenoberen erkannte. Aronius hörte, wie Okustus neben ihm sich nur mit Mühe ein Prusten unterdrücken konnte. Das rechte Auge des Herolds zierte ein bläulich violettes Veilchen, ohne Zweifel ein Andenken an seine Begegnung mit den Ordensrittern. Aronius warf Okustus einen strengen Blick zu und dieser bemühte sich sichtlich um Fassung.

»Das ist einfach unerhört. Ich werde mich beim König beschweren«, begann der Herold ohne Umschweife, bevor Aronius die Gelegenheit erhielt, etwas zu sagen. »Eure Ritter sind gewöhnliche Schläger, nichts weiter. Sie passen eher in eine billige Hafentaverne als in eine Rüstung des Ordens. Ich verlange, dass sie bestraft werden.«

»Zumindest schlagen sie keine Frauen«, schoss Okustus giftig zurück.

Soweit überhaupt möglich, wurde das Gesicht des Herolds noch röter und nahm langsam eine extrem ungesunde Farbe an. Eine solche Behandlung war er eindeutig nicht gewohnt. Er griff in seine Hosentasche und zog ein parfümiertes Taschentuch heraus. Der Herold schnüffelte pikiert daran, als ob es in dem Zimmer einen unangenehmen Geruch gäbe. Eine beabsichtigte und wohlkalkulierte Beleidigung. Okustus knurrte wütend und ging einen drohenden Schritt auf den Herold zu. Dessen Gesicht nahm einen unsicheren

Ausdruck an. Offenbar war er sich nicht sicher, ob er jetzt nicht zu weit gegangen war.

Zeit einzugreifen, bevor jemand verletzt wird. Aronius warf einen weiteren amüsierten Blick auf das Veilchen. *Ernsthaft verletzt.*

»Meine Herren, ich muss doch sehr bitten. Vergesst nicht, wo ihr hier seid. Dieses Kloster ist ein Hort des Friedens und des Gebets. Solcherlei Auseinandersetzungen sind eurer nicht würdig.« Die beiden Streithähne zogen sich in verschiedene Ecken des Zimmers zurück, fürs Erste bereit, den Streit ruhen zu lassen – auch wenn Okustus immer wieder giftige Blicke in Richtung des unverschämten Herolds abschoss. Dieser war sich der Aufmerksamkeit des hochgewachsenen Ordensritters sichtlich bewusst. Demonstrativ stellte sich Aronius zwischen die beiden Männer.

»Bitte setzt Euch, mein Freund«, sprach er den Herold an. »Zunächst einmal, warum hält es ein Herold des Königs für nötig, eine meiner Novizinnen zu schlagen?« Der strenge Tonfall überraschte den Mann und selbst Okustus zog beeindruckt eine Augenbraue hoch.

»Diese dumme Ding hat eine Karaffe mit Wein auf mein neues Hemd verschüttet.« Der Herold deutete überschwänglich auf einen roten Fleck, der sich von der linken oberen Ecke seines Hemds bis zur linken unteren Ecke zog, als würde dies alles erklären. »Sie hatte das verdient.«

Aronius musterte den Herold einen Augenblick nachsichtig. Er gehörte zu jener Kategorie Höfling, die Okustus so gern als Hofschranzen bezeichnete. Jemand, dem seine Wichtigkeit so zu Kopf gestiegen war, dass er sich allen anderen gegenüber überlegen fühlte, darüber jedoch seine Stellung und seine tatsächliche Wichtigkeit vergaß. Solche Leute gab es leider zuhauf.

»Ich bin sicher, dass es keine Absicht war, und die Lichtgöttin lehrt uns Vergebung gegenüber unseren Mitmenschen. Das seht Ihr doch sicherlich ebenso.« Der Herold stotterte etwas herum, brachte aber angesichts solcher Ignoranz gegenüber seiner ruinierten Kleidung keinen vernünftigen Ton heraus. Er war es eindeutig nicht gewohnt, aufgrund seiner eigenen Fehler belehrt zu werden.

Aronius beschloss, ihn aus seiner misslichen Lage zu befreien,

indem er endlich fragte: »Wie können wir dem König behilflich sein? Es gibt doch sicher einen Grund, weshalb er Euch zu uns gesandt hat.«

»Der gibt es allerdings.« Der Herold hatte immer noch Mühe, sich zu sammeln. »Der König befiehlt umgehend Eure Anwesenheit. Er möchte mit Euch Dinge von großer Wichtigkeit bereden und dies duldet keinen Aufschub. Ich überbringe Euch den Befehl, Euch umgehend in seinem Thronsaal zur Audienz einzufinden.«

Hinter ihm sog Okustus scharf den Atem ein. Für mehrere Augenblicke war es im Arbeitszimmer so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. Aronius verschlug es vor Schreck fast den Atem und er suchte vergebens nach Worten. Etwas, das ihm nur äußerst selten passierte. Niemand, nicht einmal der König, hatte das Recht, den Erzbischof auf diese Weise zu sich zu zitieren.

»Um was für Angelegenheiten handelt es sich?«, fragte Aronius mit tonloser Stimme, als der erste Schock am Abklingen war. Er redete betont langsam. Weniger vor Empörung, vielmehr suchte er nach einer passenden Entgegnung zu dieser Art der Einladung.

»Das möchte der König persönlich mit Euch bereden, Eure Emienz.«

»Ich werde ihn zu gegebener Zeit aufsuchen, sobald es meine Zeit erlaubt. Sagt ihm das. Ihr dürft Euch jetzt entfernen.«

Der Herold blieb stocksteif auf seinem Stuhl sitzen. »Das ... soll ich ihm sagen? Aber ... aber ... das kann ich nicht.« Jeder Ausdruck von Überheblichkeit war aus der Haltung des Mannes gewichen. Die Angst stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Dicke Schweißtropfen perlten von seiner Stirn. Cedrics Jähzorn war legendär, vor allem gegenüber jenen, die ihn enttäuschten.

Okustus erhob sich von seiner Position neben der Tür. Metall und Leder seiner Rüstung knarrten, ein Geräusch, das dem Herold nicht entging. Er überlegte noch einen Augenblick und entschied, dass er sein Glück nicht überstrapazieren sollte. Als er aufstand, verbeugte er sich steif – und gerade so weit wie nötig – vor dem Erzbischof, drehte sich um und steuerte zielstrebig die Tür an. Als er an Okustus vorbeikam, schenkte dieser ihm noch einen bösen Blick und der Herold beschleunigte seine Schritte.

Nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, wechselten die beiden einen langen Blick. Der Gelehrte und der Krieger. So verschieden sich ihre Wege entwickelt hatten, so unterschiedlich hatten sich auch ihre Ansichten entwickelt. Das Verhalten des Herolds verärgerte sie beide, aber sie gingen auf unterschiedliche Weise damit um. Aronius schluckte seinen Ärger. Okustus hingegen wollte den unverschämten Kerl am liebsten von der Mauer werfen. Und wenn er etwas zu sagen gehabt hätte, den König gleich mit. Doch er hätte nie gewagt, dies offen zu sagen.

Aronius versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen, doch die Art und Weise, wie Cedric ihn vorlud, beunruhigte ihn. Der König gewann an Mut und Selbstvertrauen gegenüber der Kirche. Das war in höchstem Maße besorgniserregend. Woher bezog der König wohl dieses Maß an Selbstvertrauen? Das Verhalten Cedrics war in der Tat ein Mysterium.

»Ich nehme an, du willst mich zum König begleiten«, brach der Erzbischof das Schweigen.

»Ja, und ich werde mich auch um eine angemessene Eskorte kümmern, damit der König und sein Hofstaat wissen, mit wem sie es zu tun haben.« Okustus drehte sich um und wollte den Raum verlassen, als ihn Aronius' Stimme zurückhielt.

»Aber bitte übertreibe es nicht, ja? Es gibt keinen Grund für Provokationen. Versprich es mir. Nur eine kleine Eskorte«, bat er mit sanfter Stimme.

»Wie bitte? Übertreiben? Ich? Du solltest mich wirklich besser kennen.«

Kurz bevor die Tür hinter seinem Ordensbruder ins Schloss fiel, vernahm Aronius noch ein boshaftes Kichern.

Galed Aderias ließ seinen Hengst Sturmfeuer auf der kleinen Lichtung anhalten und begutachtete betrübt die Spuren des Überfalls. Der Planwagen war halb verkohlt und schwelte noch. Es konnte noch nicht allzu lange her sein. Der Wagen selbst und eine der Leichen waren mit Pfeilen gespickt. Er strich sich frustriert durch sein blondes Haar, das im Nacken von einer Spange zusammengehalten wurde.

Galed stieg ab und zog seinen Kavalleriesäbel. Der Fuchshengst tänzelte unruhig von einem Bein auf das andere. Das riesige Tier war ein Schlachtross und an den Geruch von Blut und Rauch gewohnt. Dies hätte den Hengst normalerweise nicht aus der Ruhe gebracht. Es lag jedoch noch ein anderer Duft in der Luft, ein Gestank, der es nervös machte. Galed hatte ihn auch schon bemerkt. Beruhigend tätschelte er den Hals des Pferdes. Unter der gewohnten Berührung seines Herrn entspannte es sich etwas, blieb jedoch trotz allem wachsam und ließ die Umgebung keinen Augenblick aus den Augen. Seine Nüstern weiteten sich, als es erneut den seltsamen Duft in sich aufnahm.

Galed ging zu der Leiche des Mannes und zog einen der Pfeile heraus. Es war ein einfaches Gebilde. Der Schaft war mit Adlerfedern befiedert, die mit einem gezackten Muster verziert waren.

Goblins. Der Clan, der im nördlichen Hochgebirge lebt, dachte er nicht besonders überrascht.

Er musterte das Gesicht des Mannes: ein einfacher Bauer in mittleren Jahren mit einem dichten, schwarzen Bart und von vollschlancker Statur. Der Mann hatte seine Familie, ungeachtet der allgegenwärtigen Gefahren, in die Wildnis geführt, um sich ein neues Leben aufzubauen. Die Menschen vertrauten auf den Schutz der königlichen Truppen. Galed stieß zischend die Luft aus. Dieser Schutz war nicht mehr das, was er einstmals war.

Vier weitere Leichen lagen rings um den Wagen verteilt: eine Frau – vermutlich seine Ehefrau – sowie drei Kinder – zwei kleine Mädchen und ein Junge –, alle etwa im Alter zwischen drei und acht Jahren.

Er strich sich nachdenklich über den Dreitagebart und stand auf. Aufmerksam sah er sich um. Mit seiner beeindruckenden Größe von fast einem Meter neunzig konnte er sich einen guten Überblick über den Ort des Massakers verschaffen.

Galed fluchte unterdrückt. Das war bereits die vierte Familie, die er innerhalb der letzten drei Wochen fand. Die Goblins wurden wieder frecher und stiegen aus den höheren Lagen des Gebirges auf der Suche nach Beute herab. Galed fragte sich, warum sie die Menschen wohl zurückgelassen hatten. Die Grünhäute waren bei

der Zusammenstellung ihres Speiseplans nicht besonders wählerisch und die Leichen waren für Goblins ein Festschmaus. Etwas musste sie gestört haben, etwas oder jemand.

Er packte seinen Säbel fester. Durchaus möglich, dass er dieser Jemand war und sich die Goblins noch in der Nähe befanden. In diesem Fall beobachteten sie ihn womöglich gerade und warteten auf eine gute Gelegenheit, ihrem Festschmaus einen weiteren Menschen hinzuzufügen.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Galed spitzte die Ohren und bemühte sich herauszufinden, von wo das Geräusch gekommen war. Da war es schon wieder. Ein leises Kratzen. Er bewegte sich langsam und vorsichtig auf die ungefähre Richtung des Geräuschs zu.

Ein Fass hatte sich während des Kampfes vom Wagen gelöst und lag nun unbeachtet im Gras. Das Geräusch schien aus dem Inneren zu kommen. Die Leiche der Frau lag nicht weit davon entfernt. Er umrundete das Fass und erkannte, dass der Deckel nicht vernagelt, sondern nur angelehnt war. Irgendetwas war darin, etwas Lebendiges. Vielleicht diente es einem der Goblins als Versteck.

Vorsichtig trat er näher und tippte den Deckel ganz leicht mit der Schwertspitze an. Fast augenblicklich rollte er beiseite. Galed sprang mit erhobenem Schwert vor – und hielt mitten im Schlag inne. Es war kein Goblin darin. Es war ein kleines Mädchen von vielleicht fünf oder sechs Jahren. Galeds Blick huschte ganz kurz zu der Frauenleiche. Sie musste es geschafft haben, wenigstens eins ihrer Kinder zu verstecken, bevor sie ihren Angreifern zum Opfer gefallen war.

Er stieß die Klinge seines Säbels aufrecht neben sich in den Boden, damit er die Waffe im Notfall schnell zur Hand hatte. Dann zeigte er dem kleinen Mädchen die leeren Handflächen, um es nicht noch mehr zu erschrecken. Die Kleine sah ihn aus großen, traurigen Augen an, sagte aber kein Wort.

Langsam bewegte er seine Hände auf das Mädchen zu und redete ununterbrochen beruhigend auf sie ein: »Ich tu dir bestimmt nichts, meine Kleine. Komm bitte heraus. Wir müssen hier weg. Ich bringe dich in die Stadt. Dort wird dir keiner mehr etwas tun. Ich verspreche es.«

Galed hatte sie fast erreicht, als sie scharf die Luft einsog und sich noch weiter in das Fass zurückzog. Mehrere Tränen liefen ihr über die Wangen und ihre großen, blauen Augen sahen ihn voller Angst an.

Nein. Sie sahen nicht ihn an ... sie sahen an ihm vorbei, wurde ihm plötzlich klar. Ohne nachzudenken, riss er seinen Säbel aus dem Boden und warf sich in einer schnellen Bewegung nach links. Dort, wo er eben noch gekniet hatte, fuhr ein Schwert durch die Luft und prallte klirrend vom Boden ab.

Galed rollte sich über seiner Schulter ab und kam in einer einzigen fließenden Bewegung wieder auf die Beine. Vor ihm stand drei Goblins. Die kleinen Kreaturen gingen ihm gerade bis zum Brustbein, aber aus Erfahrung wusste er, dass sie ebenso zäh wie gerissen waren, vor allem wenn sie Hunger hatten. Ihre Körper waren von grau-grüner Farbe, die Ohren waren spitz und lagen eng am haarlosen Kopf an. Ihre dunklen Knopfaugen glitzerten böseartig, aber trotzdem voll unheimlicher Intelligenz.

An Rüstung und Waffen trugen sie alles, was sie irgendwie stehlen oder auf ihren Raubzügen erbeuten konnten. Diese drei hier hatten allerdings schon seit geraumer Zeit keinen erfolgreichen Beutezug hinter sich gebracht. Sie trugen nur Lumpen am Körper, mit denen seit Jahren kein Wasser, geschweige denn Seife in Berührung gekommen war. An Waffen waren sie mit Schwertern ausgerüstet, die auf einer Seite mit Zacken versehen waren, um ihren Gegnern, beim Herausziehen die Eingeweide herauszureißen.

Galed verdrängte den Ekel, der sich in ihm beim Anblick der verhassten Grünhäute aufbaute, und beobachtete sie aufmerksam. Zwei von ihnen trugen kleine Köcher mit Pfeilen an der Hüfte und Kurzbögen auf dem Rücken.

Idioten! Ihr hättet mich erledigen sollen, als ihr die Gelegenheit dazu hattet. Nun bekommt ihr keine mehr.

Der erste Goblin, ob seiner Größe offenbar der Anführer, griff ihn an. Galed wich seitlich nach rechts aus und drehte sich in Richtung des Angriffs. Das Schwert verfehlte ihn. Gleichzeitig beschrieb er mit der eigenen Klinge einen Bogen. Der Säbel drang dem Goblin seitlich in den Hals. Grünes Blut spritzte rhythmisch aus der Wun-

de. Die Halsschlagader war durchtrennt. Tödlich getroffen ließ der Goblin das Schwert fallen und ging gurgelnd zu Boden.

Die beiden überlebenden Grünhäute waren vom plötzlichen Tod ihres Anführers zuerst wie gelähmt, dann warfen sie sich einen Blick zu und entfernten sich einige Schritte voneinander.

Sehr clever, honorierte Galed diese Aktion. *Sie wollen mich von zwei Seiten angreifen. Nur wird ihnen das nichts nützen.*

In zwei kurzen Sätzen überbrückte er die Entfernung zum Goblin, der ihm am nächsten stand. Dieser wurde dadurch völlig überrascht und wich instinktiv zwei Schritte zurück, wobei er hektisch mit dem Schwert fuchtelte. Galed schlug die gegnerische Klinge fast verächtlich beiseite und schlitzte die Kreatur im Vorbeigehen mit einem einzigen Hieb vom Schritt bis zum Hals auf.

Der letzte seiner Gegner bekam es bei dieser Zurschaustellung von Fechtkunst mit der Angst zu tun, drehte sich um und rannte, so schnell es ihm die dünnen Beine erlaubten, Richtung Waldrand. Zu seinem Pech war Galed heute jedoch nicht in großzügiger Stimmung. Er zog sein Jagdmesser aus dem Gürtel und warf es in einer fließenden Bewegung nach dem fliehenden Gegner. Das Messer bohrte sich bis zum Griff zwischen die Schulterblätter des Goblints, der quiekend stürzte und sich nicht mehr rührte.

Zufrieden mit sich und seiner Arbeit, holte er sich sein Messer zurück, säuberte sowohl Säbel als auch Messer an der Kleidung seines Gegners und schnitt dann jedem Goblin das rechte Ohr ab. Der Magistrat von Tansara hatte eine Prämie von drei Silbermünzen für jeden toten Goblin ausgesetzt. Das rechte Ohr genügte als Beweis. Er legte die drei Goblinohren zu den anderen, die bereits in einem Beutel an seiner Hüfte hingen. Es befanden sich nun siebenundzwanzig darin.

Nicht übel für zehn Tage Arbeit.

Das kleine Mädchen, das den Kampf aus der Sicherheit ihres Fasses mit angesehen hatte, kroch langsam hervor. Erst als sie sich umgesehen hatte und sicher war, dass nun keine Gefahr mehr drohte, stand sie auf, ging zu Galed und schob ihre kleine Hand in seine. Er spürte, wie sie zitterte, und streichelte mit dem Daumen sanft über ihren Handrücken.

Auf einen Pfiff Galeds trottete Sturmfeuer gehorsam näher. Er griff in die Satteltasche und es kam eine kleine Schaufel zum Vorschein. Er nahm sich die Zeit, die Familie zu beerdigen, und sprach sogar ein kleines Gebet zu Ariadne, als er fertig war. Das Mädchen sah die ganze Zeit über zu, doch außer einigen Tränen zeigte sie keine Reaktion. Schließlich stieg er wieder auf Sturmfeuer, setzte das kleine Mädchen vorsichtig vor sich in den Sattel und machte sich auf den Weg ins Tal. Nach Tansara.

2 Der Rat der Herzöge

Adrian parierte geschmeidig den Schwerthieb mit einer leichten Abwärtsbewegung seiner eigenen Übungsklinge, konnte aber nicht verhindern, dass ihm durch die Wucht des Schlages fast der Arm ausgekugelt wurde. Er sprang einen Satz zurück, um Abstand zwischen sich und seinen Gegner zu bringen. Außerdem musste er wieder etwas zu Atem kommen.

Eric ließ ihn gewähren und kam nur langsam näher. Adrian bemerkte, dass sein Kontrahent nicht schwerer atmete als zu Beginn ihres Kampfes. Auf seiner Stirn stand nicht ein Schweißtropfen. Eigentlich hätte es ein Leichtes für den jüngeren Adrian sein müssen, seinen Gegner zu überwältigen, zumal dieser nur noch einen Arm hatte.

Eric's linker Arm endete knapp über dem Ellbogen in einem Stumpf, ein Andenken an eine Begegnung mit einer Horde Goblins. Darüber hinaus war der Mann schon Anfang sechzig. Eric war aber immer noch so flink und behände wie jemand, der nur halb so viele Jahre zählte. Die blauen Flecke, die Adrians Körper zierten, sprachen eine deutliche Sprache, wer dabei war, diesen Kampf zu gewinnen. Eric trainierte nicht umsonst die Ordensritter im Kloster. Ein Umstand, der viele überraschte, die ihn kennenlernten, denn er selbst war kein Ritter des Ordens. Eric war nie einer gewesen und hatte auch nie den Wunsch, einer zu werden.

In diesem Augenblick griff Eric erneut an und zwang ihn zu einer schnellen Folge von Ausfallschritten, doch Adrian spürte, wie er mit jedem Angriff mehr an Boden gegen den erfahrenen Schwertkämpfer verlor. Als sein Gegner für einen Sekundenbruchteil zu langsam war und sich eine Blöße gab, sah Adrian seine Chance für einen schnellen Gegenangriff gekommen.

Er wollte seinem Lehrer zeigen, dass er durchaus bei ihren ge-

meinsamen Trainingsstunden aufpasste. Er verlagerte sein ganzes Gewicht auf den rechten Fuß, um Erics verwundbare linke Seite anzugreifen. Das würde den Kampf womöglich zu seinen Gunsten entscheiden.

Er holte aus und ließ sein Schwert niedersausen, doch im selben Augenblick erkannte er die Finte und den Fehler in seinen Überlegungen. Die Lücke in Erics Verteidigung war eine Falle. Aber es war zu spät. Eric änderte mitten im Schlag die Stoßrichtung seines Schwerts und zielte auf Adrians rechtes Bein. Das Holzsword traf es oberhalb des Knies. Adrian verzog schmerzhaft das Gesicht und knickte ein.

Aus dem Gleichgewicht gebracht taumelte er. Beinahe hätte er das Übungssword fallen lassen. Eric ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und griff erneut an. Sein Schwert biss schmerzhaft in Adrians rechte Seite, knapp unter den Rippen. Dieser keuchte auf, bevor er der Länge nach auf den Rücken fiel.

Eric klemmte sich das Übungssword unter die linke Achsel und hielt Adrian lächelnd seine Rechte hin. Dieser griff dankbar nach der angebotenen Hilfe und wurde von seinem Mentor ohne Mühe wieder auf die Beine gezogen.

»Du bist inzwischen viel besser geworden, junger Mann. Es gibt jedoch für dich immer noch viel zu lernen, zum Beispiel, nicht auf jeden Trick hereinzufallen. Die meisten Goblins könntest du in Stücke schneiden, aber bei einem erfahreneren Kämpfer würde ich mein Geld nicht auf dich setzen.« Als er die leicht verletzte Miene seines Schülers sah, wurde sein Gesicht weich und er setzte ein »Noch nicht« hinzu.

Warum er überhaupt den Schwertkampf lernen musste, war ihm ein Rätsel. Als Gehilfe des Bibliothekars von Caralyn war es notwendig, lesen, schreiben und rechnen zu können. Er hatte noch nie erlebt, dass Otilaites seine Haut mit der Waffe in der Hand hätte verteidigen müssen. Der alte Ordensbruder verließ so gut wie nie sein Refugium in den Kellern unter der Klosterfestung. Einige hielten das für eine wenig beneidenswerte Stellung, aber Adrian fand die Aussicht, seine Zeit mit den Studien der alten Schriftstücke und Pergamentrollen zu verbringen, mehr als nur ein wenig reizvoll.

»Es ist vollkommen egal, wie hart ich trainiere, ich werde nie so gut sein wie du, Eric.«

»Das ist Blödsinn, Junge. Du könntest schon jetzt viel besser sein als ich, wenn du deine Zeit nur öfters mit deinen Schwertübungen verbringen würdest und nicht mit dem Brüten über diesen verstaubten Artefakten.«

Adrian ging zum Wasserfass, das in der Nähe stand, tauchte die Kelle hinein und nahm einen tiefen Schluck, bevor er die Kelle erneut füllte und sie Eric anbot. Der Schwertkämpfer nahm sie dankbar an und trank ebenfalls.

»Ich bin nun einmal Otilaites' Gehilfe und nicht deiner, Eric. Schließlich bin ich kein Ordensritter und werde aller Voraussicht nach auch nie einer werden. Dafür danke ich der Göttin.«

»Du hältst anscheinend nicht viel von den Rittern, doch wenn dir einer von ihnen mal das Leben rettet, wirst du anders denken.«

Adrian schüttelte den Kopf. »Es ist nicht so, dass ich nichts von ihnen halte. Im Gegenteil, ich habe den größten Respekt vor ihnen. Nur für mich wäre das kein Leben: das ständige Trainieren, die Kämpfe mit plündernden Goblins, das Schwert immer griffbereit zur Hand. Da bin ich in meiner Bibliothek viel glücklicher.«

Eric sah ihn mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. Adrian hatte ihn schon öfters in dieser Stimmung erlebt, meistens, wenn sie über genau dieses Thema diskutierten. Eric öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, wurde aber durch die Ankunft einer Novizin daran gehindert.

»Meister Eric, es ist fast Mittagszeit. Die Kutsche mit dem Erzbischof wird bald aufbrechen. Adrian sollte sich noch waschen, oder wollt Ihr ihn so mit den Würdenträgern zum Palast schicken?«

Adrian spürte, wie seine Wangen rot wurden, und er schalt sich im Stillen einen Dummkopf. Das passierte ihm immer in Aliseas Nähe. Sie gab jedes Mal vor, es nicht zu bemerken, konnte sich aber ein Lächeln meistens nicht verkneifen. Er war schon oft kurz davor gewesen, sie zu fragen, ob sie mit ihm spazieren gehen wolle, machte aber immer im letzten Augenblick einen Rückzieher. Sie geisterte nun schon geraume Zeit durch seine Träume, tags und nachts.

Wenn sie einen mit ihren großen braunen Augen ansah, vergaß

man alles um sich herum. Eben so ein Moment hatte neulich dazu geführt, dass ihm in der Bibliothek ein kleines Missgeschick mit einigen Regalen passiert war, dessen Behebung ihn fast den ganzen restlichen Tag gekostet hatte.

Dass er sie nie fragte oder offen auf sie zuing, lag nicht daran, dass sie Novizin war. Die Kirche Ariadnes war keine Religion, die den Zölibat unter ihren Priestern praktizierte. Vielmehr war es sein durchschnittliches Aussehen, das seinem Selbstvertrauen enorm zusetzte.

Er war gerade einen Meter siebzig groß und dabei etwas untersetzt, seine dunkelblonden Haare widersetzten sich jeglichem Versuch, sie zu bändigen, und wiesen deshalb oft in alle Himmelsrichtungen. Und da sollte man Selbstvertrauen gewinnen? In einem Kloster, das vor hochgewachsenen und trainierten Ordensrittern nur so wimmelte?

Vielleicht wäre ein Leben als Ordensritter doch nicht so schlecht, dachte er mit einem bitteren Schuss Selbstironie.

Da fiel ihm ihre Bemerkung wieder ein. Die Audienz bei König Cedric stand bevor. Er verabschiedete sich von Eric, warf Alisea noch ein schüchternes Lächeln zu und brach auf, um sich frisch zu machen. Schließlich wollte er nur den allerbesten Eindruck hinterlassen. Er reiste nicht jeden Tag mit dem Erzbischof auf den Königshügel, um dem König von Hasterian seine Aufwartung zu machen.

Aronius trat hinaus in den hellen Sonnenschein des Festungshofes und wäre am liebsten wieder auf dem Absatz umgekehrt. Die *kleine* Eskorte, die Okustus angekündigt hatte, bestand aus fünfzig Ordensrittern in voller Rüstung. Das Wappen der Ritter – ein Breitschwert vor der strahlenden Sonne der Lichtgöttin – prangte stolz auf zwei wehenden Bannern, die von den führenden Rittern getragen wurden.

Seine Kutsche – von vier Schimmeln gezogen – war bereits vorgefahren und die zwei hochrangigsten Priester des Klosters warteten auf ihn. Er hatte sie persönlich ausgewählt, ihn und Okustus zu der bevorstehenden Audienz bei Seiner Majestät zu begleiten.

Als er sich ihnen näherte, rannte aus der Richtung der Unterkünfte Adrian herbei und stellte sich neben den Bibliothekar. Sie waren nun vollzählig. Der Junge wies mehrere Blessuren auf. Er war also wieder bei Eric gewesen. Warum Okustus und Eric darauf bestanden, den Jungen auszubilden, würde er nie verstehen.

Er kehrte mit seinen Gedanken zu seinen Begleitern zurück, als er sich der Kutsche näherte. Bruder Braksus war Anfang fünfzig und sehr beleibt, was ihm manchmal den freundlichen Spott seiner Brüder einbrachte. Aber anstatt sich zu ärgern, stimmte er einfach in ihr Lachen mit ein. Tatsächlich gab es nichts, was dem Mann die Laune verderben konnte. Nicht zuletzt diese Charaktereigenschaft machte ihn unter den Brüdern von Caralyn ungemein beliebt.

Sein Geschick und sein Wissen um die Geheimnisse der Kräuterkunde und Magie hatten ihm außerdem den Posten des Leiters der Magierschule von Caralyn eingebracht. Dort wurden Novizen, die mit der Gabe der Magie gesegnet waren, unterrichtet, diese Fähigkeiten zum Wohle der Menschheit zu nutzen. Die Fähigeren unter ihnen wurden zu Akolythen ernannt und durften später unter zweien der drei hohen Künste wählen, die sie erlernen wollten: Heiler oder Kampfmagier.

Die dritte hohe Kunst, die Kunst, deren Name nicht laut ausgesprochen werden durfte, wurde von den Dämonikern angewandt. Sie war bereits seit tausend Jahren verboten und wurde nur von dunklen Zauberern und Hexern ausgeübt, die ihr Leben in den Dienst des Bösen stellten. Der Orden jagte und vernichtete diese Brut, wo immer man ihnen begegnete. Es handelte sich um abgrundtief verdorbene Charaktere, denen nur mit Feuer und Schwert beizukommen war.

Der an und für sich friedfertige Aronius schauderte. Er war der Letzte, der zur Gewalt neigte, doch in einigen wenigen Fällen war sie leider notwendig. Dämoniker hatten immer nur Unheil und Verzweiflung über die Menschen gebracht. Sie galten seit geraumer Zeit als ausgestorben, ein Umstand, den Aronius keineswegs bedauerte. Jeder, der diese schwarze Kunst ausübte, wurde früher oder später Opfer seiner eigenen Ambitionen. Niemand ließ sich mit solchen Mächten ein, ohne einen schrecklichen Preis bezahlen zu müssen.

Der letzte Dämoniker war vor etwas mehr als vierzig Jahren von den Kampfmagiern des Ordens zur Strecke gebracht worden, meinte sich Aronius zu erinnern.

Der zweite war Bruder Otilaites. Er war so dünn, wie Braksus beleibt war, und man sah ihn nur bei einigen wenigen Gelegenheiten lachen. Er war genauso alt wie der Leiter der Magierschule, schien aber mindestens zehn Jahre älter zu sein. Otilaites diente dem Orden als Bibliothekar und Hüter der Geheimnisse. Diese Position war vererblich und Otilaites hatte sie einst von seinem Vater übernommen, genauso wie dieser von dessen Vater. In seiner Obhut befanden sich unter anderem Schriften aus der Düsternen Zeit, als Dämonen noch auf der Welt wandelten und von der noch jungen Menschheit Anbetung in Form von Blutopfern verlangten.

Bis Ariadne die Lichtgöttin erschienen war und die Dämonen von der Erde vertrieben und in die Abgründe der tiefsten Hölle verbannt hatte. Das war natürlich nur eine Legende und im Lauf der Zeit zweifellos enorm aufgebauscht worden. Immerhin sollte das alles vor mehr als zehntausend Jahren geschehen sein. Aber trotz allem war es die Grundlage des Glaubens der Kirche der Lichtgöttin, auch wenn Aronius nicht an Dämonen glaubte. Er hielt die Geschichte, die in den Heiligen Schriften erzählt wurde, vielmehr für eine Aneinanderreihung von Metaphern, die den Menschen den richtigen Weg weisen sollten.

Warum an übernatürliche Dämonen glauben, wenn es auf der Erde schon genug davon gibt?

Seine Gedanken fokussierten sich fast augenblicklich auf Cedric. Die Audienz würde nicht angenehm werden. Nein, sie würde ganz und gar nicht angenehm werden. Der König versuchte schon seit Jahren, Macht über die Kirche zu erlangen. Aus welchem Grund, das wusste nur die Lichtgöttin allein. Aronius hatte ihn bisher in seine Schranken weisen können, doch er fürchtete den Tag, an dem ihm dies nicht mehr gelingen würde.

Er erreichte die Kutsche und die drei Wartenden verneigten sich respektvoll vor ihm. Sie ließen ihm den Vortritt und folgten ihm dann ins Innere. Die vier Männer ließen sich nieder und der Tross setzte sich Richtung Palast in Marsch.

Okustus ließ seinen weißen Hengst neben der Kutsche traben. Aronius schaute ihn missbilligend an. »Ist das deine Vorstellung von einer *kleinen* Eskorte?«, fragte er vorwurfsvoll.

»Das Oberhaupt der Kirche der Lichtgöttin sollte dementsprechend auftreten«, antwortete dieser mit einem Lächeln. »Etwas mehr Respekt vor uns würde Cedric zur Abwechslung mal gut zu Gesicht stehen.«

»*König* Cedric«, verbesserte Aronius, »ist eben ein impulsiver junger Mann. Er hat im Alter von siebzehn Jahren den Thron besteigen müssen und hatte keine Zeit, um erwachsen zu werden. Unter unserer Anleitung könnte noch etwas aus ihm werden und darauf müssen wir eben hoffen.«

»Ich wünschte, du würdest ihn nicht immer verteidigen«, knurrte Okustus. »Er ist nicht sein Bruder und das wird er auch nie, egal wie sehr du dir das auch wünschen würdest. Und hoffe nicht, ihn noch ändern zu können. Was könnten wir ihm denn beibringen, was er in den letzten zwanzig Jahren nicht schon gelernt hat? Er ist ein blutrünstiges Monster.«

Darauf wusste Aronius keine Antwort und Okustus beließ es dabei. Braksus und Otilaites hielten sich wohlweislich aus den Streitereien ihrer Reisegefährten heraus und so wurde der Rest der Fahrt in brütendem Schweigen zurückgelegt.

Etwa eine Stunde später passierten sie die Tore des königlichen Palastes. Schwarz gerüstete Soldaten standen Wache. Weder salutierten sie noch gaben sie durch eine andere Gefühlsregung zu erkennen, dass sie den Tross überhaupt bemerkten. Sie trugen auf ihren polierten Brustpanzern Cedrics Wappen, das einen roten Stier auf blauem Grund zeigte. Das Wappen des geflügelten Lindwurms zu tragen, war schon seit Neirons Tod nicht mehr erlaubt.

Nachdem die Palastwache während der Nacht des Feuers ausgelöscht worden war, hatte Cedric die schwarze Garde ins Leben gerufen, um an ihre Stelle zu treten. Sie war ihm fanatisch loyal ergeben und diente dem König mit erschreckender Effizienz. Eine weitere Veränderung, mit der sich der Erzbischof nur schwer abfinden konnte. Die Gardisten machten ihn nervös. In ihrer Nähe zu sein, war irgendwie ... merkwürdig.

Ein Ordensritter öffnete die Tür und die vier stiegen aus. Okustus war abgestiegen und erwartete sie bereits. Ein Höfling empfing das Quartett und geleitete sie zum Thronsaal des Königs. Ihre Eskorte musste zurückbleiben. Nur Darellior und ein weiterer Ritter durften sie begleiten.

Nun hieß es warten. Cedric war bekannt dafür, dass er sich einen Spaß daraus machte, die Menschen manchmal stundenlang vor der Tür zu seinem Thronsaal warten zu lassen. Okustus und seine zwei Ordensritter verharrten regungslos und ihre Gesichter waren wie in Stein gemeißelt. Ein Indiz für die exzellente Ausbildung des militärischen Arms der Kirche.

Aronius war derlei Behandlung bereits gewohnt und fügte sich ergeben in sein Schicksal, weshalb ihm auch nicht die geringste Unruhe anzumerken war. Die beiden anderen Ordensbrüder und Adrian hingegen scharrten unruhig mit den Füßen. Erstaunlicherweise öffnete sich aber, bereits eine halbe Stunde nachdem der Höfling sie zurückgelassen hatte, die Tür und man rief sie herein.

Die Audienz begann. Wider Erwarten begrüßte der König sie nicht von seinem Thron am anderen Ende der großen Halle aus. Vielmehr kam er ihnen auf halbem Weg entgegen. Das war äußerst ungewöhnlich und Aronius wurde sofort misstrauisch. Zum Misstrauen gesellte sich offene Ablehnung, als er bemerkte, wer den König begleitete.

»Willkommen meine Freunde! Willkommen im königlichen Palast!« Hestal, Cedrics Ratgeber, breitete freudestrahlend die Arme aus, als wolle er seinen Gästen um den Hals fallen.

Aronius dachte über keinen Menschen Böses, aber als er diese Geste sah, kam ihn ungewollt das Bild eines Geiers in den Sinn, der sich flügel Schlagend seiner Beute näherte. Hestal kleidete sich nur in Schwarz. Ein schwarzer Schatten, der sich immer in der Nähe des Königs aufhielt. Manche hielten ihn sogar für die wahre Macht hinter dem Thron. Eine graue Eminenz.

Dem Königreich wäre es ohne ihn bedeutend besser ergangen.

»Willkommen, Aronius«, schloss sich nun auch Cedric Dragor an und nickte ihm zu. Der König hielt sich immer aufrecht und seinen Rücken durchgedrückt. Die Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen

Bruder war gelinde gesagt schockierend. Doch bei den Äußerlichkeiten endete die Ähnlichkeit auch schon.

Wäre er doch auch moralisch seinem Bruder etwas ähnlicher!, seufzte Aronius innerlich.

»Okustus«, nahm der König den grauhaarigen Großmeister als Nächsten zur Kenntnis. »Ich, hoffe, Ihr befindet Euch bei guter Gesundheit.«

»Eure Majestät sind zu gütig, sich nach meinem Befinden zu erkundigen«, entgegnete Okustus frostig und Aronius war heilfroh, dass er sie nicht alle durch eine unbedachte Bemerkung in Verlegenheit brachte.

Cedric richtete seinen Blick nun auf die letzten beiden Priester sowie Otilaites' Gehilfen und Aronius beeilte sich, sie vorzustellen: »Eure Majestät, das ist Bruder Braksus, Leiter der Magierschule von Caralyn, Bruder Otilaites, unser Bibliothekar, und sein Gehilfe Adrian.«

Der König begrüßte beide mit einem kurzen Nicken, doch Aronius bemerkte, wie sein Blick bei Otilaites und Adrian einen Moment länger verweilte. Auch Hestall schien Interesse an ihnen zu haben. Dann wanderte Cedrics Blick aber so schnell weiter, dass sich der Erzbischof fragte, ob er sich das vielleicht nur eingebildet hatte.

»Ich bin froh, dass Ihr meinem Ruf gefolgt seid, Aronius, auch wenn Ihr mich einen ganzen Tag habt warten lassen.« In Cedrics Stimme lag keinerlei Vorwurf, dafür jedoch umso mehr in seinem Blick.

»Ich bitte um Vergebung, Eure Majestät, aber ...«

»Ach, vergesst es«, winkte er ab, bevor Aronius den Satz beenden konnte. »Ich bin sicher, Ihr hattet Eure Gründe. Aber nun zu Wichtigerem. Ihr fragt Euch sicher, warum ich Euch so dringend sprechen wollte.«

Cedric sah sein Gegenüber voller Vorfreude an. Aronius bekämpfte seine aufkommende Neugier und begnügte sich mit einem neutralen Nicken als Antwort auf die Frage. Falls Cedric von der Reaktion des Erzbischofs enttäuscht war, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken.

»Der Krieg im Norden gegen Erendunkallar verläuft hervorra-

gend. Vor nicht ganz einer Woche haben meine Truppen die Hauptstadt des Kaiserreichs eingenommen und die Familie des Kaisers geriet in Gefangenschaft. Der Feigling selbst ist leider geflüchtet und führt weiterhin den Widerstand an. Unsere Fortschritte sind gut, aber sie könnten besser sein. Und das werden sie auch – mithilfe eurer Ordensritter.«

Cedric grinste über das ganze Gesicht, als hätte er gerade einen Geniestreich getan. Alle anderen sahen ihn nur verständnislos an. Okustus' Gestalt versteifte sich. Ansonsten gab der Ordensritter nach außen hin kein Zeichen ab, das Aufschluss über seine Gedanken zuließ. Nach ein paar Augenblicken hatte sich Aronius so weit gefangen, dass er wieder fähig war, etwas zu sagen.

»Das kann nicht Euer Ernst sein ... Eure Majestät. Die Kirche ist gegen die ständigen Kriege, die das Volk ausbluten, und das wisst Ihr auch. Wir werden uns an keinerlei Feldzug beteiligen. Im Übrigen sind die Ordensritter vom heiligen Schwert dazu bestimmt, die Kirche zu schützen, nicht, um die Ambitionen eines Monarchen voranzutreiben.«

»So wie ihr die Gläubigen vor einundzwanzig Jahren beschützt habt?« Der Satz war leise gesprochen worden, doch Aronius zuckte zurück, als hätte er eine Ohrfeige erhalten. Seine Gedanken kehrten zur Nacht des Feuers zurück.

Es war, als würde er wieder auf der Brüstung von Caralyn stehen und das Massaker im Tal beobachten, unschlüssig, was zu tun sei. Ja, es stimmte. Er hatte zwar die Tore für alle Flüchtlinge geöffnet, die es den Berg hinauf schafften, aber gleichzeitig seinen Ordensrittern verboten, in die Stadt zu reiten, um zu helfen.

Damals war ihm die Entscheidung richtig erschienen. Es war ein Kampf zwischen Krone und Goblins, und solange das Kloster nicht angegriffen wurde, war es nicht Sache der Kirche. In anderen Städten hatten Bischöfe anders geurteilt und die Ordensritter in den Kampf geschickt. Und wiederum andere hatten über die Situation wie er befunden. Seitdem fragte er sich jeden Tag, ob es die richtige Entscheidung gewesen war.

Wenn er die Ritter in den Kampf geschickt hätte, wer wusste schon, wie sich die Geschichte entwickelt hätte? Vielleicht würde

Neiron heute noch leben. Und die Soldaten des Königreichs würden nicht auf Dutzenden Schlachtfeldern überall auf dem Kontinent verbluten.

»Dieser Ausbruch war Eurer nicht würdig, Eure Majestät«, brach Hestäl das betäubte Schweigen. »Seine Eminenz, der Bischof, tat nur, was er für richtig hielt. Nicht mehr und nicht weniger.« Hestäl bedachte Aronius mit einem öligen Lächeln. In diesem Moment erinnerte er ihn nicht mehr an einen Geier, sondern eher an eine Schlange. Eine Giftschlange.

Deine Unterstützung brauche ich ganz sicher nicht, dachte Aronius mit einem Anflug bitteren Trotzes.

»Und wenn schon!«, begehrte Cedric auf. »Mein Bruder könnte vielleicht noch leben, wenn die Ordensritter gekämpft hätten.« Sein Blick schloss nun die gesamte Gruppe mit ein. »Aronius, ich könnte ein Edikt erlassen, dass die Kirche zwingt, die Ordensritter dem Staat zu überlassen.«

»Einem solchen Edikt würden wir uns nie beugen«, meldete sich nun erstmals Okustus wieder zu Wort. »Die Ordensritter sind keine Handelsware. Sie dienen einzig und allein der Kirche, niemandem sonst.«

Bevor der König etwas entgegen konnte, packte ihn Hestäl am Arm. Cedric verzog kurz schmerzhaft das Gesicht und warf dem Ratgeber einen schnellen, fast ängstlichen Blick zu.

»Eure Majestät, darf ich Euch daran erinnern, dass der Rat bereits zusammengetreten ist und nur noch auf Euer Erscheinen wartet? Wir können diese Diskussion mit unseren verehrten Gästen sicherlich ein andermal fortsetzen. Ich bin sicher, wir finden eine Lösung, die uns allen gerecht wird.«

Cedric schien zuerst widersprechen zu wollen, nickte dann aber lediglich. Allem Anschein nach hätte er am liebsten noch mehr gesagt, doch er presste die Kiefer zusammen und behielt es für sich.

Ich hätte nicht gedacht, dass Hestäl eine solche Macht über ihn hat, wunderte sich Aronius.

Dem Erzbischof blieb keine Zeit mehr, den Gedanken zu Ende zu denken, da die Audienz offensichtlich beendet war. Er nahm sich vor, seine Beobachtung auf der Rückfahrt mit seinen Brüdern zu

besprechen. Sie verbeugten sich vor dem König – Okustus steif und mit deutlichem Widerwillen – und verließen den Thronsaal. Die großen Türflügel fielen hinter ihnen ins Schloss.

»Er wird nie wie sein Bruder sein«, presste Okustus zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Aronius wünschte, er könnte ihm widersprechen.

Cedric sah den Priestern hinterher, als sich die Tür hinter ihnen schloss. Obwohl Hestäl hinter ihm stand wie ein Schatten, bildete er sich ein, den Blick seines Ratgebers im Nacken fühlen zu können.

»Was sollte das denn, Cedric?«, fragte sein Untergebener plötzlich.

»Ich wollte die Angelegenheit nur beschleunigen und die Ordensritter endlich unter mein Kommando zwingen. Es darf der Kirche nicht gestattet werden, eine eigene Streitmacht zu unterhalten. Mein Bruder war diesbezüglich schon immer viel zu weich. Ich dachte, dieser Plan hätte Eure Zustimmung?!«

Hestäl packte Cedric grob am Arm und riss ihn herum, sodass sich beide in die Augen sehen konnten. Wortlos versetzte er dem Monarchen eine schallende Ohrfeige, die den Kopf des Königs zur Seite riss. Cedric starrte seinen Ratgeber aus großen, verängstigten Augen an. Er rieb sich die gerötete Wange, um den Schmerz zu verdrängen.

»Natürlich hat der Plan meine Zustimmung«, zischte Hestäl wütend. »Schließlich habe *ich* ihn entworfen und Ihr müsst ihn nur in die Tat umsetzen. Aber nicht einmal das bringt Ihr fertig. Dachtet Ihr wirklich, Aronius würde auf so eine unverschämte vorgebrachte Anweisung reagieren? Oder Okustus? Oder sonst irgendein Priester der dreimal verfluchten Lichtgöttin?«

Der König wich zurück, aber Hestäls eiserner Griff ließ ihm dazu keine Möglichkeit. »Haltet Euch an unsere Abmachung und Ihr werdet mehr Reichtümer und Macht erhalten, als Ihr Euch in Euren kühnsten Träumen vorstellen könnt, aber dazu müsst Ihr auch genau das tun, was ich Euch sage. Sollte der Orden je hinter unsere Absichten kommen, bevor wir bereit sind, wart Ihr die längste Zeit König, das versichere ich Euch. Habt Ihr verstanden?«

Cedric nickte knapp, wie gebannt von den rabenschwarzen Augen, die ihn lange Sekunden ansahen, ohne zu zwinkern oder sonst eine Gefühlsregung von sich zu geben. Dann entließ Hestal ihn aus seinem Bann und ließ ihn los, zufrieden, dass er ihn an die Bedingungen ihres gegenseitigen Vertrags erinnert hatte.

Cedric sah noch einmal kurz über die Schulter zur jetzt geschlossenen Tür. Die Priester waren längst verschwunden. »Das war er also?«, wagte er zaghaft zu fragen.

»Ja, das war er. Ihn brauche ich.« Hestal stierte ebenfalls auf die geschlossene Tür, als vermöge sein Blick durch die Wand zu sehen. Seine halb geschlossenen Augen zeigten ein Leuchten, das von unstillbarem Verlangen kündeten. Etwas, das man an diesem Mann nur selten sah. Es verlieh ihm beinahe etwas Menschliches.

»Ich werde meine besten Leute darauf ansetzen, seiner habhaft zu werden«, versprach Cedric eifrig.

»Ihr werdet gar nichts tun! Ich habe eigene Möglichkeiten, die ich nutzen werde. Es müssen noch einige Vorbereitungen getroffen werden, aber schickt in zwei Tagen Euren Leibdiener zu mir. Das wird uns helfen, unserem Ziel ein Stück näher zu kommen. Ein sehr großes Stück.«

Hestal schüttelte den Kopf, als versuche er einen Gedanken zu verscheuchen, der ihm Kopfschmerzen bereitete. Er nahm Cedric am Arm und bugsierte ihn zielsicher durch eine verborgene Tür zur Linken des Throns. Kurz bevor sie hindurchtraten, ließ er ihn los. Der königliche Ratgeber nahm dienstbeflissen seinen Platz hinter dem König ein. Niemand im Palast durfte auch nur den leisesten Verdacht hegen, wer von den beiden wirklich das Sagen hatte.

Gemeinsam gingen sie schweigend durch mehrere Gänge des Palastes. Einer war prunkvoller und verschwenderischer eingerichtet als der andere. Wertvolle Gemälde und Büsten wechselten sich mit vergoldeten Statuen und edlen Teppichen ab. Kriegsbeute aus den besetzten Gebieten.

Hestal schüttelte verächtlich den Kopf. Cedric liebte nichts mehr als Reichtum und Macht. Solange ihm Hestal dies verschaffte, würde er in dem nützlichen kleinen Monarchen ein williges Werkzeug finden. Er gestattete sich ein zynisches Lächeln.

Der Ratgeber lächelte immer noch, als sie an einer mit feinen Goldfäden geschmückten Tür ankamen, die von zwei Gardisten flankiert wurde. Die Soldaten nahmen sofort Haltung an, als sie den König erkannten. Cedric nickte ihnen beiläufig zu, woraufhin einer die Tür öffnete.

Sie traten ein und der Soldat schloss die Tür wieder hinter ihnen. Hestals Lächeln war im Moment seines Eintretens wie weggewischt. Seine übliche strenge Miene, die er für die Treffen mit den Herzögen reservierte, dominierte sein Gesicht.

Die sieben anwesenden Menschen erhoben sich, als der König den Raum betrat. Mit einem Wink bedeutete Cedric ihnen, sich wieder zu setzen. Er selbst setzte sich auf den Stuhl am Kopfende des rechteckigen Tisches, Hestal ließ sich zu seiner Rechten nieder. Hinter ihm hing das Banner seines Hauses: der rote Eber.

Hinter jedem der Herzöge hing sein jeweiliges Banner mit dem Wappen der Familie, ein unvermeidbares Zugeständnis an ihre Eitelkeit. Doch Cedrics Banner war größer und prächtiger als das jedes anderen Anwesenden, damit sie nie vergaßen, wer der König war.

Der Monarch beäugte die Menschen am Tisch misstrauisch. Er gab sich Mühe, es nicht zu zeigen. Leider war er kein besonders guter Schauspieler und somit hielt sich der Erfolg, seine Gefühle zu verbergen, in Grenzen.

Auf der rechten Tischseite gleich neben Hestals Platz saß Herzog Cadir Uros von Oden-Hasar, ein bärbeißiger Hüne mit dichtem Vollbart, der allerdings mehr Weiß als Schwarz zeigte. Der Herzog war inzwischen auch schon jenseits der fünfzig, wirkte aber immer noch, als könne er die meisten Grizzlybären in einem Ringkampf besiegen. Außerdem war er der hartnäckigste und erbittertste Gegner Cedrics im Rat der Herzöge.

Cadir war einer der treuesten Anhänger seines Bruders gewesen, einer der wenigen, die noch am Leben waren. Der Mann war charismatisch und eine echte Führungspersönlichkeit. Sein Ruf eines harten, aber gerechten Herrschers war, sehr zu Cedrics Verdruss, wohlverdient. Sein Volk vergötterte ihn. Für Cedric war er ein Furunkel am Hintern, das er am liebsten mit einem glühenden Messer herausgeschnitten hätte.

Cadirs Banner zeigte einen Canyonfalken mit ausgebreiteten Schwingen auf blauem Grund. Dieses Tier kam nur in den Bergregionen Oden-Hasars vor und zeigte sich hauptsächlich bei Nacht. Es war annähernd doppelt so groß wie ein Kondor und sehr, sehr gefährlich, vor allem wenn man es bedrängte. Kein Wunder, dass die Herzöge von Oden-Hasar sich dieses Geschöpf als Wappentier ausgesucht hatten.

Neben ihm saß sein Sohn Kyle. Bis auf den Vollbart war er das jüngere Ebenbild seines Vaters. Wie man so hörte, war er in militärischen wie diplomatischen Dingen nicht ungeschickt. Hätte der junge Mann nur ein wenig mehr Einsicht gezeigt, so wäre dem alten Herzog schon vor geraumer Zeit ein schreckliches Missgeschick geschehen, das dessen Sprössling auf den herzoglichen Thron gebracht hätte.

Leider bestand der Dickkopf darauf, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Es bestand kein Zweifel daran, dass man sich zu gegebener Zeit um die Uros würde kümmern müssen. Sie machten einfach viel zu viel Ärger.

Neben Kyle saß Herzogin Estelle Matris von Dorisan. Dorisan war ein kleines Herzogtum an der Ostgrenze Oden-Hasars. Es war steinig, unfruchtbar und unzugänglich. Umso beeindruckender, dass Estelle ihr Herzogtum zu ansehnlichem Reichtum und Wohlstand gebracht hatte. Ihr Banner zeigte einen stolzen goldenen Hirsch auf violettem Grund.

Ihre Blicke trafen sich. Estelles blaue Augen blickten ihn voller Verachtung an. Ihre zierliche Gestalt stand in krassem Gegensatz zur Stärke ihrer Ausstrahlung. Die rotblonde Mähne der Herzogin fiel ihr fast bis auf die Hüfte. Wie so oft trug sie auch heute ihr Haar offen. Sie war Mitte dreißig und immer noch eine beeindruckende Schönheit.

Cedrics Avancen ihr gegenüber waren kein Geheimnis. Damals war sie natürlich noch keine Herzogin gewesen. Ihre Mutter hatte noch Dorisan regiert. Estelle hatte seinen Antrag abgelehnt. Diese Schlampe hatte es tatsächlich gewagt, ihn abzuweisen. *Ihn!* Und das mit der Begründung, dass aller Reichtum der Welt sie nicht dazu bringen konnte, eine Verbindung mit einem so niederträchtigen

gen Subjekt wie ihm einzugehen. Eine Ungeheuerlichkeit! Um der Spitze die Krone aufzusetzen, hatte ihre Mutter diese Entscheidung auch noch begrüßt.

Leider weigerte sie sich standhaft, ihm einen Vorwand zu liefern, um ihr das Herzogtum abzunehmen und einem seiner Günstlinge als Lehen zu überlassen. Nur zu gern wäre er bereit, sie zu einem Leben der Armut und Schande zu verurteilen. Aber auch ihre Zeit würde kommen.

Der Nächste in der Runde war Feral Sodon, der Herzog von Elen-Sanar. Elen-Sanar war der südliche Nachbar von Dorisan und sein hartnäckigster Handelskonkurrent. Sein Banner zeigte ein pinkfarbenes Schwein auf gelbem Grund. Cedric fragte sich nicht zum ersten Mal, ob Feral dieses Wappentier aus Trotz gewählt hatte. Es war eine Beleidigung fürs Auge, den Mann auch nur ansehen zu müssen. Er war so fett, dass er fast zwei Stühle brauchte, um Platz zu nehmen. Jegliche Art von Exzessen wurde in seiner Burg praktiziert, von Essen über die verschiedensten Arten alkoholischer Getränke bis hin zu jeder Art von Drogen, legalen und illegalen. Sein Appetit wurde nur noch von seiner Gier übertroffen.

Dieser Umstand passte Cedric sehr in die eigenen Pläne. Elen-Sanar war, nach Oden-Hasar, das zweitgrößte Herzogtum und Feral war Cedrics engster Verbündeter im Rat. Deshalb gestattete er dem hässlichen Kerl auch seine Ausschweifungen. Feral war kein geborener Adliger, sondern kam aus einfachen Verhältnissen. Cedric hatte ihm das Herzogtum überlassen, nachdem der letzte Herzog von Elen-Sanar einem tragischen Jagdunfall erlegen war. Bei der Erinnerung schmunzelte Cedric. Der alte Narr war ein fanatischer Anhänger seines Bruders gewesen.

Er zwang den aufkommenden Brechreiz nieder, als er sich wieder auf das Hier und Jetzt besann, und nickte dem feisten Herzog mit dem kahlen Schädel und den Schweinsäuglein wohlwollend zu.

Belustigt nahm er zur Kenntnis, dass dieser immer wieder der attraktiven Estelle in den Ausschnitt spähte. Sie ignorierte es mit der Würde, wie nur eine geborene Adlige sie aufbrachte. Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, bemerkte er jedoch die Andeutung von Ekel in ihrem Blick.

Auf der linken Tischseite saß Golan Tarno, seines Zeichens Herzog von Dyari. Das kleine, an der Küste gelegene Herzogtum lag an Oden-Hasars Westgrenze und war die Heimat der größten Hafenstädte des Königreichs. Zum Vergleich nannte Cadirs Oden-Hasar nur einen schmalen Küstenstreifen und einen einzigen Hafen, in der Nähe von Aredus-Celat, sein Eigen.

Durch den daraus resultierenden Seehandel war Dyari eine enorme Größe im Rat. Es war das einzige Herzogtum, das es sich leisten konnte, seine Haustruppen mit ausländischen Söldnern zu verstärken. Weiterhin unterhielt Tarno eine beachtliche Schiffsflotte, um seine Handelsstraßen zu schützen. Daher verfügte das kleine Herzogtum über eine nicht zu unterschätzende militärische Schlagkraft und für Cedric war es unabdingbar, die Kontrolle über Dyari auszuüben. Solange er Dyari und dessen Streitkräfte kontrollierte, würde kaum einer der anderen Herzöge es wagen, gegen ihn aufzubegehren. Vor allem Cadir nicht. Sollte der Herzog von Oden-Hasar es je wagen, gegen ihn vorzugehen, wäre es ein Leichtes, von Dyari aus eine Strafexpedition zu Land und zur See in Marsch zu setzen – und Cadir wusste dies.

Der Herzog selbst wirkte von Statur und Aussehen eher durchschnittlich. Im Vergleich zu Cadir war er sogar ein Zwerg von gerade mal einem Meter sechzig Körpergröße. Seine braunen Haare waren immer sorgfältig frisiert und der Kinnbart nach der neuesten Mode gestutzt.

Seine Kleidung wies für gewöhnlich mehr Farben auf, als man normalerweise auf einem durchschnittlichen Jahrmarkt finden konnte. Dieser seltsame Modegeschmack hatte ihm in höfischen Kreisen den Beinamen »Der Pfau« eingetragen. Er selbst hielt sich sicherlich für eine Augenweide, aber jeder andere hielt ihn für einen eitlen Gecken.

Für Cedric war er eine, im Großen und Ganzen, unbekannte Größe. Tarno war ein entfernter Vetter von Aronius, was nicht gerade dazu angetan war, sein Vertrauen zu gewinnen. Allerdings fand zwischen den beiden schon seit Längerem kein regelmäßiger Kontakt mehr statt und Golan hatte bei mehreren Abstimmungen im Rat die Seite des Königs gewählt. Deshalb war Cedric geneigt,

ihm einiges durchgehen zu lassen und ihn vorläufig als Verbündeten zu betrachten. Das Wappen an der Wand hinter ihm zeigte einen weißen Fuchs auf schwarzem Grund, ein passendes Wappen. Cedric war sich nie ganz sicher, was im Kopf des Mannes vor sich ging, und er misstraute allen, die er nicht durchschauen konnte. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, ob der Mann gerissener war, als ihm guttat, denn viele neigten aufgrund seiner Erscheinung dazu, ihn nicht ernst zu nehmen. Falls der Mann sich tatsächlich verstellte, dann tat er dies äußerst geschickt.

Die Herzogin von Tellenor, Selina Vistal, hatte geruht, sich neben Tarno niederzulassen. Ihr Gesichtsausdruck wirkte immer, als würde sie gerade etwas besonders Widerliches betrachten. Da sie gerade Feral musterte, mochte dies in diesem Augenblick sogar gerechtfertigt sein. Sie war hochnäsiger, arrogant und sehr von sich überzeugt, selbst wenn sie mit Cedric sprach. Er hätte ihr schon längst einen Riegel vorgeschoben, wenn sie ihm nicht so außerordentlich nützlich wäre.

Wo er Feral mit seiner Gier nach Geld und Macht auf seine Seite bekommen hatte, da war es bei Selina ihr ungeheurer sexueller Appetit gewesen. Vorsichtig ausgedrückt war sie unersättlich. Bei einem Jagdausflug in seine einsame Hütte in den Bergen hatte er sie verführt und zu seiner Mätresse gemacht. Das Ganze war Hestals Vorschlag gewesen. Er selbst hätte gut und gerne darauf verzichten können. Sie war zwar ansehnlich, aber keine solche Schönheit wie Estelle. Ihre ständige schlechte Laune gepaart mit ihrem arroganten Gesichtsausdruck tötete bei ihren Treffen auch den leisesten Anflug von Erotik.

Darüber hinaus verfügte Tellenor über keine Aktivposten, die die Mühe lohnten, diese Nervensäge regelmäßig zu besteigen. Allein um im Rat eine deutliche Mehrheit zu erhalten, hatte er sie verführt. Je länger ihre Liaison dauerte, desto mehr fragte er sich, ob es nicht eine bessere Lösung gab, um Tellenors Unterstützung zu behalten. Das Herzogtum war südlich von Dyari gelegen. Ihr Wappen war ein blauer Rabe auf grauem Grund.

Der Letzte im Bunde saß zur Linken des Königs. Herzog Woreljour Rundai vom Herzogtum Sarith – dessen Wappentier ein weißes Ein-

horn auf grünem Grund war – wirkte wie immer adrett, das graue Haar geschniegelt, seine Erscheinung makellos. Er war ein strenger Zuchtmeister, der von seinen Untergebenen absoluten Gehorsam forderte.

Gemeinsam mit Cadir war er einer der Letzten im Rat, die schon unter seinem Bruder ihre Lehen gehabt hatten. Nur war Worel-jor Neirons Gegner gewesen, was ihn zu einem natürlichen Feind Cadirs machte und fast schon zwangsläufig zu Cedrics Verbündetem. Die beiden verfeindeten Herzöge warfen sich bereits ständig kampflustige Blicke zu. Dabei hatte die Ratssitzung noch gar nicht begonnen. Sarith lag zwischen Tellenor und Feral Sodons Elen-Sanar.

Die Hauptstadt Tansara lag am Schnittpunkt, wo sich die Grenzen aller Herzogtümer berührten.

Hestal räusperte sich diskret, um den König an seine Pflichten zu erinnern. Das Schweigen dauerte nun lange genug an. Es wurde Zeit, die Sitzung zu eröffnen.

»Verehrte Mitglieder des Rates«, begann er. »Ich danke Euch, dass ihr alle meinem Ruf gefolgt seid, um an der heutigen Sitzung teilzunehmen, die so kurzfristig anberaumt wurde. Es stehen wichtige Entscheidungen an.«

»Es ist uns wie immer eine Ehre, diesem Rat beizuwohnen, Sire«, schmeichelte sich Feral säuselnd ein.

Cadir schnaubte nur verächtlich, sein Sohn schüttelte missbilligend den Kopf. Selbst Cedric runzelte verärgert die Stirn. Wusste der Vollidiot denn nicht, wann es besser war, den Mund zu halten? Er hasste es, unterbrochen zu werden, und darüber hinaus musste man wenigstens den Anschein wahren, dass das Ergebnis der Abstimmung nicht bereits feststand.

»Ich freue mich, Euch mitteilen zu können«, fuhr er fort, ohne Ferals Einwand einer Antwort zu würdigen, »dass Erendunkallar so gut wie gefallen ist. Das Kaiserreich ist am Ende, finanziell und militärisch. Unsere Truppen kontrollieren zwei Drittel des Landes.«

Feral fing an, wie von Sinnen zu applaudieren. Alle, sogar Cedrics Verbündete, warfen ihm entnervte Blicke zu. Diese Unterbrechungen wurden langsam lästig.

»Nur das militärische Genie Eurer Majestät hat diesen großen Sieg über unseren langjährigen Feind möglich gemacht. Es ist atemberaubend, in eurer Gegenwart verweilen zu dürfen.«

»Ich danke Euch vielmals, Feral. Aber nun gestattet mir bitte fortzufahren.«

Der Sarkasmus in Cedrics Stimme schien sogar zu Ferals drogenvernebeltem Hirn durchzudringen. Er blinzelte mehrmals, als versuche er, den Schleier vor seinen Augen zu vertreiben, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, der bedenklich knarrte und schwieg.

»Wie ich eben erwähnte, verläuft der Krieg für Hasterian hervorragend. Der Kaiser ist aus der Hauptstadt geflohen und ist dabei, in den ländlichen Gebieten aus dem, was ihm an Truppen geblieben ist, eine neue Armee aufzubauen. Aber wir werden ihn jagen und zur Strecke bringen, lange bevor ihm das gelingt.«

Er holte tief Luft, bevor er sagte: »Aus diesem Grund, meine werthen Herzoginnen und Herzöge, ersuche ich Euch ein weiteres Mal um eure Unterstützung. Oden-Hasar und Dorisan werden binnen vier Wochen dreißig Prozent ihrer Truppen nach Erendunkallar entsenden, um die königlichen Streitkräfte dort zu verstärken. Weiterhin wird der Rest von Euch zehn Prozent der eingelagerten Lebensmittel unseren Truppen im Kaiserreich zur Verfügung stellen.«

Cadir und sein Sohn sprangen fast zeitgleich auf. Die edlen Ebenholzstühle fielen achtlos nach hinten. Cadirs Kiefermuskeln mahlten angestrengt. Das Gesicht seines Sohnes war rot angelaufen. Estelle saß einfach nur wie erstarrt da und starrte den König an. Ihre Selbstbeherrschung war bewundernswert, nur ihre bleiche Gesichtsfarbe verriet, welcher Sturm der Gefühle in ihr tobte.

Feral lächelte nur. Die Forderung der Lebensmittel würde Elen-Sanar nicht besonders schwer treffen. Ebenso wenig Dyari und Tellenor, dessen Herrscher nur still dasaßen, Golan nachdenklich, Selina wie immer arrogant.

Nur WorelJOR, dessen Herzogtum ärmer war als das der anderen Anwesenden, hob eine Augenbraue. Bei dem sonst steinernen Gesicht war diese Augenbraue in etwa so aussagekräftig wie der Wutausbruch Cadirs. Aber als treuer Gefolgsmann des Königs würde er die Forderung widerspruchslos erfüllen.

»Das ist eine Frechheit!«, brauste Cadir auf. Vor Wut vergaß er sogar die respektvolle Anrede *Eure Majestät*. Sein Sohn berührte ihn am Arm, um ihn wenigstens etwas zu beruhigen. Nur mit Mühe ließ er sich dazu bewegen, wieder Platz zu nehmen. Kyle flüsterte ihm etwas ins Ohr, was ihn schließlich dazu bewog, weitere Ausbrüche zu unterlassen. Aber der Blick, den er Cedric zuwarf, hätte diesen auf der Stelle zu Asche verbrennen müssen.

Diese Sache war wohl noch lange nicht ausdiskutiert.

Cedric konnte nur mit Mühe ein Schmunzeln unterdrücken. Den bärbeißigen Herzog von Oden-Hasar zu ärgern, war nur ein angenehmer Nebeneffekt dieser Ratssitzung, aber einer, den er auszukosten gedachte.

»Warum werden gerade Oden-Hasar und Dorisan solche Opfer abverlangt?«, verlangte Estelle zu wissen.

»Eure Herzogtümer sind die nächsten an der Grenze. Eure Truppen haben die kürzeste Reisezeit, und je schneller wir Verstärkung nach Erendunkallar entsenden können, desto schneller ist der Krieg endgültig gewonnen.« Er schürzte nachdenklich die Lippen. »Ich dachte, dass Ihr das ebenso begrüßen würdet wie ich.«

»Selbstverständlich, Eure Majestät. Ihr seid ja so weise.«

Ferals einschmeichelnde Stimme ließ in Cedric den Wunsch hochkommen, diesem das Nasenbein ins Gehirn zu rammen. Bevor er aber Gefahr lief, diesem Wunsch nachzukommen, brachte sich erneut Herzog Cadir ins Gespräch.

»In Oden-Hasar herrscht derzeit eine Hungersnot. Eine Hungersnot, verdammt noch mal! Versteht Ihr das denn nicht? Oden-Hasar hat kein großes stehendes Heer wie Tellenor oder Elen-Sanar. Die meisten unserer Soldaten sind einfache Bauern und Kaufleute, die ihrem Tagewerk nachgehen, wenn kein Bedarf an Truppen besteht. Wenn Ihr uns den Großteil dieser Bürger nehmt, wird die Hungersnot noch zehnmal schlimmer, als sie jetzt schon ist.« Er fixierte Cedric mit finsterem Blick. »Eure Majestät haben es ja abgelehnt, meinem Volk zu helfen. Jetzt nehmt Ihr uns auch noch die Möglichkeit, uns selbst zu helfen.«

»Hütet Eure Zunge, Herzog!«, zischte Hestal warnend. »Vergesst nicht mit wem Ihr redet!«

»Sagt mir, wie könnte ich das je vergessen?«, fauchte Cadir erbost zurück.

»Ich weiß nicht, warum sich der Herzog von Oden-Hasar benimmt wie ein Kleinkind«, gab Selina mit ihrer seltsamen näselnden Stimme bekannt. »Schließlich nehmen die anderen Herzöge, einschließlich meiner Wenigkeit, die neuerlichen Forderungen des Königs mit Gleichmut hin. Wahren Patrioten darf in Zeiten des Krieges kein Opfer zu hoch sein, um den Feind zu besiegen.«

»Wie wahr«, gab Feral ihr recht.

»Ihr habt leicht reden, Selina«, antwortete Estelle an Cadirs Stelle. »Von Euch werden ja nur Lebensmittel aus den sowieso reichen Vorratslagern verlangt. Von uns verlangt man aber, unsere Bürger in den Krieg und viele in den Tod zu schicken.«

»Ihr solltet nicht allzu düster in die Zukunft blicken«, ergriff erstmals Worelgor das Wort. »Es gibt immer noch die Möglichkeit, dass der Rat gegen die Forderung des Königs entscheidet.«

Ein hämisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er dabei Cadir ansah. Der Herzog von Oden-Hasar wirkte, als würde er am liebsten über den Tisch springen, um seinen Widersacher mit bloßen Händen zu erwürgen. Natürlich stand das Ergebnis der Abstimmung bereits fest. Cedric wusste es. Hestal wusste es. Cadir wusste es. Und die anderen Herzöge wussten es ebenfalls.

»Verehrte Anwesenden, dies scheint mir der geeignete Augenblick, um die Diskussion zu beenden und zur Abstimmung zu schreiten«, verkündete Hestal.

Neiron hatte den Rat vier Jahre vor seinem Tod gegründet. Sein Zweck sollte es sein, die Nöte jedes Herzogtums gleichermaßen zu berücksichtigen und die Ressourcen des Königreichs zum Wohle aller einzusetzen. Diese Zeiten waren aber schon lange vorbei. Jeder im Rat hatte nur eine Stimme, selbst der König. Nur Kyle besaß keine, da er offiziell nicht dem Rat angehörte, sondern von seinem Vater seit geraumer Zeit mitgenommen wurde, um langsam in die Staatsgeschäfte des Herzogtums eingewiesen zu werden. Er war dazu verdammt, das Ende der Abstimmung tatenlos abzuwarten.

»Wer stimmt gegen die Forderung des Königs?«, fragte Hestal wichtigtuersch.

Sofort schossen die Hände von Cadir und Estelle in die Höhe. Sie blieben aber die Einzigen, die dagegen stimmten.

»Und wer ist dafür?«

Diesmal hoben sich Ferals, Golans, Selinas, Woreljors und natürlich Cedrics Hände. Die Forderung war mit überwältigender Mehrheit angenommen worden. Wie immer.

Was für eine Überraschung, dachte Cedric.

Diesmal konnte sich der König nicht zurückhalten und grinste über das ganze Gesicht. Cadir sah es, stand auf und verließ aus Protest den Saal, sein Sohn dicht hinter ihm. Gleich darauf folgte ihm Estelle.

Na und wenn schon! Die Abstimmung ist eindeutig. Sie werden sich dem Beschluss fügen. Sie haben gar keine andere Wahl.

Cedric Grinsen verbreiterte sich.

Ausgezeichnet. Ganz ausgezeichnet!

Galed beäugte die beiden Schwarzgardisten misstrauisch, die am Eingang zum Kasernenbereich von Tansara Wache standen. Sie taten so, als beachteten sie ihn nicht, aber er spürte deutlich ihre Ablehnung. Er meinte sogar, durch die Sichtschlitze ihrer Visiere ihre Pupillen zu erkennen, die ihm aufmerksam folgten, nur darauf wartend, dass er einen Fehler beging und sie einen Grund erhielten, ihm den Zugang zu verwehren.

Aber darauf konnten sie lange warten. Er wusste, wann es besser war, zurückzustecken und sich unauffällig zu verhalten. Seit seinem Austritt aus dem aktiven Dienst hatte er sowieso kein Recht mehr, hier zu sein, sondern wurde nur noch geduldet. Und das auch nur, weil sich sein alter Freund Pirellas Seljant, der Oberst, der die Lanzenreiter in der Hauptstadt kommandierte, sich von den Gardisten des Königs nichts sagen ließ. Und wer den Versuch machte, ihn zu zwingen, würde sein blaues Wunder erleben. Pirellas Seljant war durchaus klar, dass er sich damit auf dünnes Eis begab, das jederzeit einbrechen konnte. Doch dieses Risiko ging er mit Freuden ein, wenn es hieß, den Schwarzgardisten eins auszuwischen.

Das Klirren von Schwertern hallte über den Hof und Galed sah im Vorbereiten den Soldaten der königlichen Schwertkämpfer beim

Übungskampf zu. In der Nähe standen mehrere Gardisten und machten abfällige Bemerkungen über die Fähigkeiten der Soldaten. Einige von ihnen warfen den Gardisten böse Blicke zu, hielten sich aber zurück. Wer sich mit einem Schwarzgardisten anlegte, selbst wenn er gewann, musste damit rechnen, schwer bestraft zu werden. Diese Einheiten waren die persönlichen Lieblinge König Cedrics und diesen Status nutzten sie in jeder Hinsicht aus.

Er lenkte Sturmfeuer zum Verwaltungsgebäude, stieg ab und half dem kleinen Mädchen, das sich ängstlich an den Sattel klammerte, beim Absteigen. Dann überließ er einem vorbeieilenden Soldaten sein Pferd mit der Bitte, sich um es zu kümmern, und trat ein.

Als er durch die Tür trat, atmete er tief ein. Manche Dinge würden sich nie ändern und dazu gehörte auch der Geruch in diesem Gebäude. Waffenöl, altes Leder und Tinte vermischten sich zu einem einzigartigen Geruch, von dem Galed gar nicht gewusst hatte, dass er ihn vermisste. Bis zu diesem Augenblick. Die Kleine neben ihm verzog angewidert das kleine Gesicht und er lächelte ihr zu.

Vermutlich war das nicht jedermanns Geschmack.

Er ging durch den kleinen Raum, ohne die Schreiber an ihren Tischen zu beachten, die gerade dabei waren, Lebensmittel zu bestellen, neue Waffen zu ordern oder Patrouillendienstpläne zu erstellen. Notwendige Aufgaben, ohne die eine Armee nicht auskam.

Er kam zu einer einfachen Eichentür ohne Verzierung und trat ein, ohne anzuklopfen, das Mädchen immer noch im Schlepptau.

Pirellas war mit nur einem Meter fünfundsechzig für einen Soldaten relativ klein, aber keiner seiner Soldaten hätte deswegen den Fehler gemacht, ihn zu unterschätzen. Im Sattel vermochte niemand, es mit ihm aufzunehmen. Da er nur noch über wenig Haupthaar verfügte, schor er sich regelmäßig den Kopf, um nicht den Eindruck eines alten Mannes noch zu verstärken. Wie es typisch für jemanden war, der viel mit Pferden arbeitete, war sein Oberkörper schlank, seine Beine aber stämmig und muskulös. Alles in allem war er von Kopf bis Fuß durch und durch ein Kavallerieoffizier.

Er säuberte gerade mit einem Tuch und etwas Öl seinen Säbel, als sich die Tür ohne Vorwarnung öffnete. Pirellas sah verwundert

von seiner Arbeit auf. Sein Gesichtsausdruck änderte sich jedoch schlagartig, als er seinen Besucher erkannte. Er legte Tuch und Säbel beiseite und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Galed schritt ihm entgegen und die beiden Männer umarmten sich herzlich. Dann hielt der alternde Offizier ihn auf Armeslänge von sich.

»Bei der Lichtgöttin, Galed. Es tut gut, dich zu sehen. Du warst viel zu lange nicht hier. Und wie ich sehe, hat es wider Erwarten noch niemand geschafft, dich umzubringen.«

»An Versuchen hat es jedenfalls nicht gemangelt«, antwortete Galed lachend und wog den Beutel in der Hand, in dem sich bis vor Kurzem noch Goblinohren befunden hatten und der jetzt vor Münzen klimperte. »Einundachtzig Silbermünzen habe ich mir in nur zehn Tagen verdient. Heute wird erst mal gefeiert.«

Galed hob beeindruckt beide Augenbrauen. »Siebenundzwanzig Goblins? Nicht schlecht, mein Freund. Gar nicht schlecht. Vielleicht ist das Umland der Hauptstadt jetzt für einige Zeit etwas ruhiger.«

In diesem Augenblick warf er einen Blick zur Tür und bemerkte erstmals, dass sie nicht allein im Zimmer waren. Das kleine Mädchen stand unsicher im Türrahmen und wusste wohl nicht so recht, wie es mit der Situation umgehen sollte.

»Ja, wen haben wir denn da?«, fragte Pirellas freundlich und lächelte das Mädchen an, das scheu zurüchlächelte und sich etwas entspannte. Der Oberst ließ sich auf ein Knie nieder, holte etwas Schokolade aus seiner Manteltasche und forderte das Mädchen mit einem Wink auf, näher zu kommen. Das ließ sich nicht zweimal bitten. Er versorgte es mit einem großzügigen Stück, das es sich auch gleich gierig in den Mund schob und selig darauf herumkaute.

»Du hast immer noch so eine große Vorliebe für Schokolade, Pirellas? Ich hätte gedacht, in deinem Alter lege man etwas mehr Wert auf die Gesundheit«, zog Galed seinen früheren Vorgesetzten auf.

»Manche Laster wird man eben nie los und außerdem habe ich immer ein paar Tafeln für meine Enkel in der Tasche. Aber sag mal, ich wusste gar nicht, dass du Vater bist. Bei deiner ganzen Jagd auf Grünhäute hätte ich nicht gedacht, dass du Zeit für Frau und Kind hast.«

»Die Zeit habe ich auch nach wie vor nicht«, antwortete er und sein Lächeln verschwand schlagartig. »Ich habe sie im Vorgebirge gefunden. Sie ist die einzige Überlebende eines Goblinüberfalls auf ihre Familie.«

»Arme Kleine.« Pirellas strich dem Mädchen mitfühlend über den Kopf, bevor er sich wieder erhob und Galed wütend ansah. Hätte er es nicht besser gewusst, er wäre der Meinung gewesen, der Offizier sei auf ihn wütend. Aber er wusste nur zu gut, was seinem alten Freund auf der Seele brannte: der gleiche Umstand, der ihn selbst dazu bewogen hatte, aus dem königlichen Dienst auszuschneiden.

»Verdammte Grünhäute!«, fluchte der Oberst. »Sie werden langsam wieder mutiger. Die Patrouillen berichten ständig von neuen Überfällen auf die Gehöfte rund um Tansara. Wir sollten aufsitzen und uns auf die Jagd nach ihnen machen, aber stattdessen sitzen wir hier herum. Immer mehr königliche Regimenter werden an die Erendunkallar-Front abkommandiert und die schwarzen Garden übernehmen den Garnisonsdienst in den Städten. Ich würde gar nicht so dagegen wettern, wenn sie ihre verdammten Pflichten auch endlich einmal wahrnehmen würden. Aber sie sitzen sich nur in ihren Kasernen die Hintern platt, spielen Karten oder belästigen ehrbare Bürger in den Straßen.«

Pirellas ging wieder um seinen Schreibtisch herum, doch statt sich zu setzen, öffnete er eine Schublade. Der Oberst nahm eine Karaffe mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit und zwei Gläser heraus. Er sah Galed auffordernd an, und als dieser nickte, füllte er beide Gläser fast bis zum Rand und reichte eines an Galed weiter. Dann verstaute er die Karaffe wieder und setzte sich auf die Tischkante. Die beiden stießen an, setzten die Gläser an ihre Lippen und leerten sie in einem Zug. Der Schnaps brannte sich seinen Weg in ihren Magen und bereitete ihnen ein wohliges Gefühl.

»Wisst ihr denn schon etwas über einen bevorstehenden Aufbruch nach Erendunkallar?«, nahm Galed das Gespräch wieder auf.

»Nichts Offizielles. Aber angeblich soll in etwa einer Woche eine große Armee ins Kaiserreich aufbrechen. Und nach dem, was man so hört, wird mein Lanzenreiterregiment dabei sein, außerdem mindestens drei Infanterieregimenter – Pikeniere, Schwertkämpfer und

Bogenschützen – und zwei Regimenter leichte Kavallerie, alle aus der Hauptstadt oder der näheren Umgebung.

Sehr schade, dass du nicht mitkommst. Du warst der beste Kompanieführer, den ich je hatte. Das Regiment ist nicht mehr das gleiche ohne dich. Es sollen übrigens noch aus anderen Städten Truppen dazustoßen, bevor wir Erendunkallar erreichen. Die Armee soll fast vierzigtausend Mann stark sein, wenn wir die Grenze überqueren. Die Gerüchteküche ist deswegen schon am Brodeln. Man fragt sich, wieso man dort so viele Soldaten braucht, wenn der Krieg im Norden eigentlich schon fast gewonnen ist.«

Galed beugte sich interessiert vor. »Das ist allerdings eine berechnete Frage. Der König hat verkünden lassen, dass der Kaiser geflüchtet und seine Armee in alle Himmelsrichtungen versprengt sei. Wer soll denn das Oberkommando führen?«

Pirellas verzog das Gesicht, als hätte er gerade in eine Zitrone gebissen. »Einer von Cedrics Günstlingen. Keine Ahnung, wie der Kerl heißt, aber er muss ziemlich wichtig sein, denn er bekommt eine Leibwache aus Cedrics Rittern.«

Cedrics Ritter.

Galed konnte es dem Oberst nicht verdenken, dass er so mies gelaunt war, wenn es um dieses Thema ging. Zu Neirons Zeiten waren die Ritter des Königs eine Gruppe respektabler Leute gewesen. Sie waren die ersten Opfer in Cedrics Kriegen gewesen. Ihre Leichname waren noch nicht kalt, da hatte er eine neue Riege Ritter aufgebaut. Sie waren bloße Schatten ihrer Vorgänger, aber sie waren – ähnlich wie die schwarzen Garden – dem neuen König gegenüber völlig loyal und das war diesem wichtiger als ihr Können.

Zumal sie nicht mehr durch das Land reisten, um Recht zu sprechen; diesen Brauch hatte Cedric abgeschafft. Seine Ritter dienten nur noch als Leibwache für ihn und Würdenträger, die sich um ihn verdient gemacht hatten. Um ihn wohlgermerkt, nicht um das Königreich. Nun hielt Cedric in der einen Hand die schwarzen Garden, in der anderen seine Ritter und die königlichen Truppen sowie die Zivilbevölkerung saßen dazwischen, unfähig, sich gegen eine solche Macht zu stellen.

Das war einer der Gründe, warum er schließlich aus dem Dienst

ausgeschieden war und auf eigene Faust die verhassten Grünhäute jagte. Weil jemand es tun musste.

Der Oberst wandte den Blick wieder auf das kleine Mädchen, das mit schokoladenverschmiertem Mund und glücklichem Lächeln auf dem Fußboden saß.

»Was wirst du jetzt mit ihr machen?«, fragte er. »Und wie heißt die Kleine überhaupt?«

Galed kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung, wie sie heißt. Sie hat noch kein Wort gesagt, seit ich sie gefunden habe, was ja in Anbetracht der Umstände kein Wunder ist. Ich dachte mir, ich bringe sie vielleicht ins Waisenhaus oder zur Klosterfestung. Die Ordensbrüder werden sicherlich wissen, was in so einem Fall zu tun ist. Ich kann mich bei meinem Leben jedenfalls nicht mit einem Kind belasten.«

Als das Mädchen seine Worte hörte, sprang es wie von der Tarantel gestochen auf und lief zu ihm. Es sagte noch immer kein Wort, schüttelte aber vehement den Kopf. Es war klar, dass sie die Vorstellung, im Waisenhaus oder bei den Ordensbrüdern von Caralyn zu enden, für nicht sehr erstrebenswert hielt.

Galed wollte etwas sagen, ihr erklären, dass dies das Beste für sie war, aber sie schaute ihn mit großen, traurigen Augen an und er schloss den Mund wieder, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben.

Pirellas sah von einem zum andern und lachte schallend auf. »Herzlichen Glückwunsch, Galed. Wie es aussieht, hast du jetzt doch Nachwuchs bekommen.«